

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Nummer 9

September 1933

10. Jahrgang

Politik und Kunst

Die eine wird es hinfort nicht mehr ohne die andere in diesen Blättern geben.

Zunächst ist wohl die Zusammenstellung noch überraschend. Was hat Politik mit Kunst zu tun? Der Politiker war bislang der Mann der täglichen Praxis und stand mit beiden Füßen auf der Erde. Der Künstler schwebte in ewigen Höhen und hatte den Boden längst unter sich verloren. Man stand sich getrennt, ja feindlich einander gegenüber, man übertrumpfte sich geradezu an gegenseitiger Verständnislosigkeit, und nun soll es mit einem Male gar eine Vereinigung, ja mehr noch, eine Verschmelzung beider geben?

Allerdings! Im Geiste der neuen Zeit gewinnt die Politik sowohl wie die Kunst einen so anderen Sinn, daß sie sich nicht mehr von einander weg, sondern auf einander zu bewegen, um sich schließlich in einem höheren, im Schöpferischen nämlich, zu vereinigen.

Denn dies und nichts anderes ist das Kennzeichen echter Kunst ebenso wie das Wahrzeichen wirklicher Politik. Es sagt alles und nichts, wenn ein in der letzten Zeit etwas geräuschvoll gefeierter Rechtslehrer geglaubt hat, Politik definieren zu können als die Freund-Feind-Entscheidung. Freund-Feind-Entscheidung gibt es auch im Krieg, und doch ist der Krieg noch lange nicht Politik.

Das **W e s e n** der Politik kann so nicht gefunden werden. Wir müssen statt des Negativen das Positive an ihr herausstellen. Politik ist zwar unzweifelhaft Kampf, aber sie ist doch zugleich unendlich viel mehr noch: Sie ist auch und vor allem **Gestaltung**. Gestaltung unseres vollklichen und staatlichen Lebens aus den uns und nur uns gemäßen körperlichen und seelischen Kräften heraus. In dieser schöpferischen Form ist sie nicht nur zerstörend wie der Krieg, sondern im Gegenteil aufbauend und formgebend für die Zukunft.

In dieser ihrer tieferen Bedeutung hat aber auch dann die Politik so gut wie alles mit der Kunst gemeinsam, ja ist sie selbst die wirksamste und höchste Kunst, denn sie gestaltet nicht toten Stoff, sondern lebendiges Menschentum. Sie wendet sich dabei auch wie alle wahre Kunst nicht an einen kleinen Klügel, sondern an die Allgemeinheit. Sie ist damit nicht wie bisher nur Sache von Parteien und deren Angestellten, sondern nach Artung gleicherweise wie nach Zahl, nach Persönlichkeit wie nach Masse eine Angelegenheit der Totalität. Sie nimmt von dem ganzen Menschen heute Besitz, ergreift den Körper wie den Geist, durchpulst alle seine Lebensäußerungen, bestimmt alle seine Ziele und formt bis in die letzten Winkel hinein das Gehäuse, in das der Mensch sein kulturelles Dasein einbaut nach den ewigen Gesetzen seines Wesens und seiner Geschichte.

Das ist uns heutigen Politik. Und wir wissen uns hierin wieder nach langen Jahrhunderten geistigen Niederganges und körperlicher Erschlaffung eins mit jenen Großen, die in fernen Hochzeiten der Menschheit diesen innerlichsten Begriff der Politik geprägt und ihrer Mitwelt vorgelebt haben. Daß wir wieder hierher gelangt sind, daß wir mit allem, was unsere Jugend heute will

und tut, wieder solche geistige Tiefe ausschöpfen dürfen, das ist die beglückende Wende unserer Tage. Und erst wer dies erkennt, hat sie ganz begriffen.

Wir tragen damit das Ewige in den Alltag unseres Lebens. Wir machen damit die Kunst, diese bisher so ferne und nur Wenigen geneigte Göttin, zur helfenden und erhebenden Gefährtin unserer täglichen Arbeit. Und erst so adeln wir damit diese Arbeit und machen, daß sie nicht mehr eine Mühsal und Strafe ist, unter der wir seufzen, sondern ein frohes Schaffen, ein freies Entfalten unseres Wollens und Könnens, zu dem wir ja sagen aus ganzem Herzen. Denn wir bauen solchergestalt alle nur an dem Ausdruck unserer Seele, an dem Gehäuse unserer Kultur, an der Polis als an dem natürlichen Behältnis unseres völkischen Daseins. Wir lassen alle schöpferischen Kräfte in ihr walten und gestalten und befreien auch die künstlerische Arbeit so erst aus der volksfremden Abseitigkeit, in die das Geniebertum eines gottlob nun vergangenen Zeitalters sie verbannt hatte.

Politik ist damit also Arbeit, schöpferische Arbeit aus uns selbst und an uns selbst. Und sie ist total in dem Sinne, daß nichts mehr außer oder gar über ihr gilt. Darum ist unser Zeitalter auch nicht mehr nur ein politisches, sondern es ist das Zeitalter des Arbeiters schlechthin, als des Menschen, der allein die politische Sendung unserer Tage noch erfüllen kann. Erfüllen durch das Werk seiner freien Hand und seines frohen Geistes.

So wird die Politik zur Kunst und die Kunst zur nimmermüden Arbeit der Selbstgestaltung. Und so umfaßt sie alles, was aus dem beglückenden Erlebnis des Volkes als der schicksalsgefühten sozialen Gemeinschaft heraus gesehen und gedacht wird, geformt und gebildet. In diese neue Totalität geht der Sport ebenso ein wie die Malerei, die Liebe zur Tracht, ebenso wie der Glaube an Gott. In solcher Allumfassung ist schließlich alles Politik, was die Kultur als die Wesensentfaltung eines Volkes schlechthin begreift. Und so werden wir denn auch in diesen Blättern nicht mehr wie bisher der „Kunst“ nur als einem kleinen exklusiven Ausschnitt des Lebens huldigen, sondern wir werden der Schöpferkraft unseres Volkes überall dort nachspüren, wo immer und gleichwie in welcher Form sie sich äußert. Der Mensch als soziales Wesen gehört ebenso zu ihr, wie die Gestaltungskraft der Heimat, die uns Menschen lange formt, ehe wir uns bewußt entfalten. Und wir müssen uns darüber klar werden, daß wir heute auch und vor allem nicht an diesen der Kunst doch nur scheinbar ferner liegenden Dingen mehr vorbeigehen können, wenn wir aus der Kultur wieder eine wirksame politische Aufgabe machen wollen und aus der bisher mit Recht geschmähten Politik wieder eine kulturelle Angelegenheit.

C. D.

Der Bauer

Wenn meine Väter ihre Scholle pflügten,	Verfolgten ärgerlich der Wolken Zug
Mit Hüh und Hott, dann schlossen sie die Hände	Und manchmal fragten sie ob nicht ihr Pflug
Verkrampfter um den Griff und um die Leine,	Zur Windgefolgschaft, länderein, sollt taugen.
Denn ihrem stolzen Bauernsinn genügten	Mein Pflugdruck soll die ganze Welt umfurchen!
Die Furchen nicht im spärlichen Gelände	So träumte mancher an dem Ackerand
Und trugig zogen sie die Ackerbeine	und mußte doch mit angespannten Händen
Aus Lehm und Dreck zum grünen Rasenraine.	Die Schare immer wieder rückwärts wenden,
Dann hoben sie die Stirn und ihre Augen	Sobald der Pflugochs an der Markung stand.

Hannes Paesler

Auch im Sport vergeßt das Grenzland nicht!

Von Erwin Eberhard

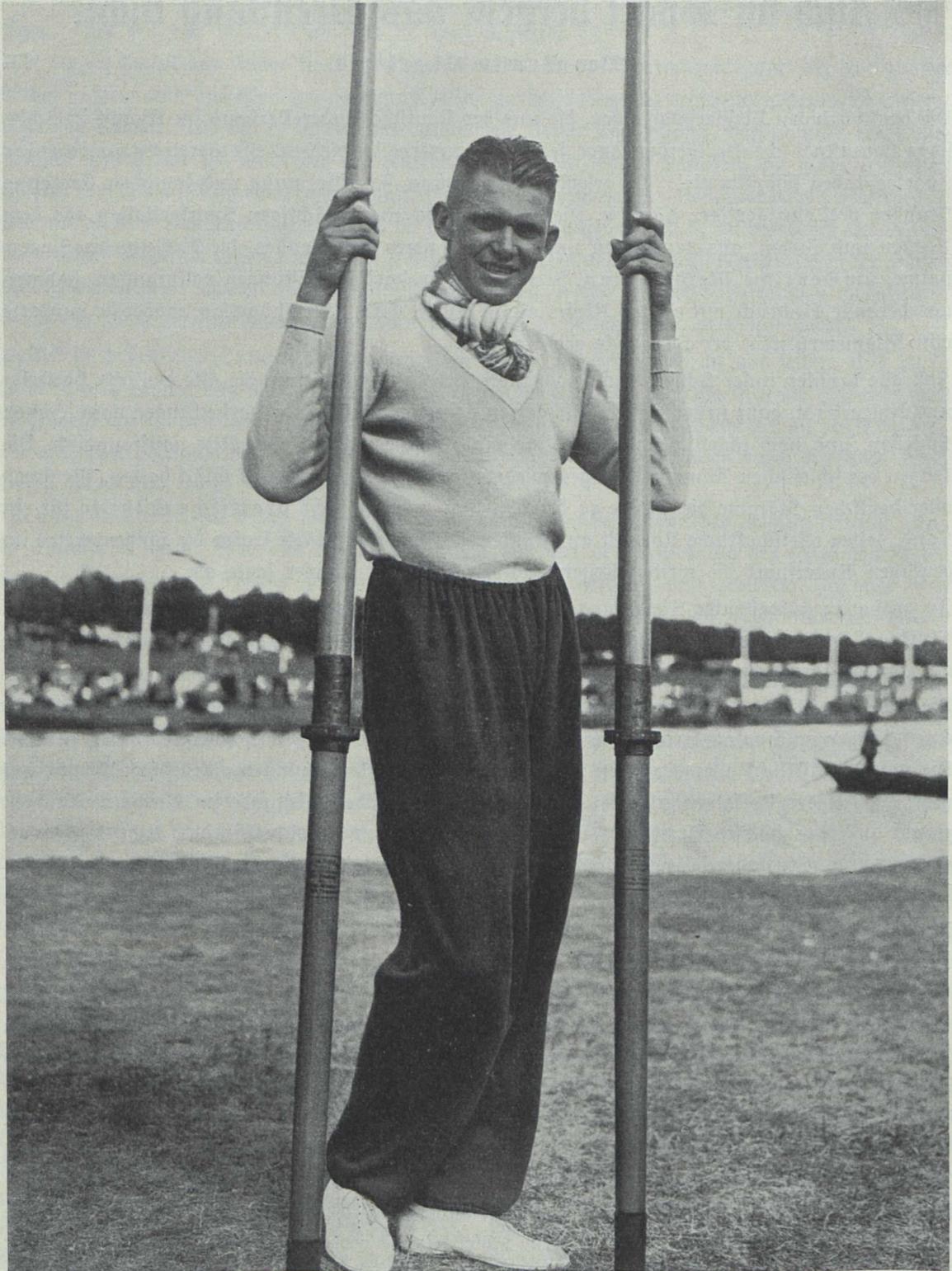
Die denkwürdigen Meisterschaftstage, die uns der Deutsche Ruder-Verband im August in Schlesiens Hauptstadt schenkte, werden lange, sehr lange unvergessen bleiben. Sie waren ein nationales Sportgeschehen schönster Art. Da erlebten Tausende in Feierstimmung und freudiger Erregung Stunden voll einzigartiger Kämpfe. Diese braungebrannten prächtigen Sportgestalten aus dem Norden und Süden, aus dem Osten und Westen unseres Vaterlandes, die hier um die Siegespalme, um deutsche Meisterehren, stritten und großartige Leistungen vollbrachten, nahmen wundervolle Eindrücke mit an den Rhein, an die Alster, Elbe, überall dorthin, woher sie hunderte von Kilometern nach der Südoftede geeilt waren.

Fast alle kannten unser Schlesierland noch nicht, für sie war Breslau, die alte deutsche Handels- und Kulturstadt, ganz neuer Boden, alle hatten sie noch unbestimmte Vorstellungen vom schönen Schlesien, und nach schlesischer Art empfing man diese deutsche Sport-Elite gastfreundlich. Die Herzen der schlesischen Kämpfer schlugen wieder einmal höher, da sie das Glück hatten, Menschen aller deutschen Stämme die Hände zu drücken. Das war wirkliche praktische Osthilfe für ein Land, dessen wirtschaftliche Not mit am größten ist: In voller Stärke traten die Spitzenvereine im deutschen Rudersport die weiten Reisen nach Breslau an. Keiner sagte ab.

In großartig aufgebauter Steigerung und in feierlichstem Rahmen erlebten Tausende auf dem Schluffanal spannungsvolle Rennen, die der Masse der Laien wie den kritischen Sachverständigen ganz außerordentliche Achtung abnötigen mußten.

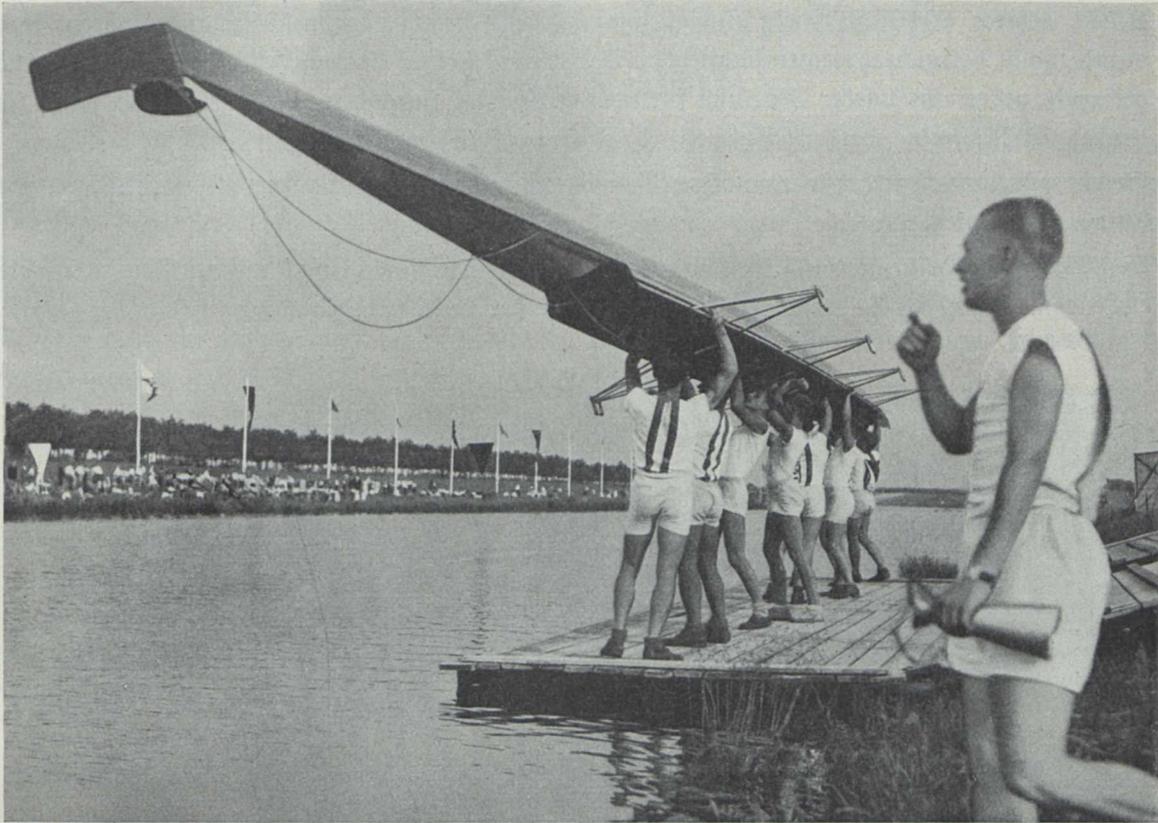
Die rudersportlichen Festtage bewiesen wieder einmal die geistige Kraft des Gedankens, der in einem solchen nationalen Ereignis des Sportes ruht, erst recht in unserer schwer bedrohten Heimat. Die nationale Pflicht aller deutschen Volksgenossen, die Unterstützung des deutschen Ostens, hat man erst seit der Volkstanzlerschaft Adolf Hitlers als dankbare Aufgabe im Reiche verstanden, zumal auch das nächste Deutsche Turnfest nach unserem Breslau für das Jahr 1938 vergeben wurde. Stuttgart soll in diesem Jahre durch das Turnfest zwanzig Millionen hereinbekommen haben. Was diese Summe für unser Schlesien bedeuten würde, ist wohl nicht nötig zu betonen.

Wenn der Sinn des deutschen Sportes im Dienst am Vaterland ruht, dann müssen solche Großveranstaltungen erst recht den Menschen zugutekommen, die in der deutschen Ostmark Grenzschutz halten. Breslau kann stolz auf seine schönen Sportanlagen sein, und selbst die großen Rudermeister, die internationale Kampfplätze wie Henley und Los Angeles kannten, sprachen sich begeistert über die wundervollen Sportsstätten aus. Man kehrt zurück in das Reich und wird den deutschen Südoften nicht vergessen, und die herbeigeeilten deutschen Journalisten werden am besten beurteilen können, wieviel große Aufgaben für unser Grenzland noch zu lösen sind. Mag Schlesien für einen großen Teil der reichsdeutschen Sportler auch sehr weitab liegen, aber eine solche Lage ist ja nie maßgebend, denn es muß selbstverständliche Herzenssache sein, daß nationale Großfeste und Länderkämpfe nach unserem Schlesierlande vergeben werden. Wie sagte doch der Präsident Pauli vom Deutschen Ruder-Verband: „Wir wollen unseren Brüdern in Schlesien



Der Sieger

Авг. 1933.



Einsetzen des Bootes

Aufn. p. 25. 3

zeigen, daß wir draußen im Reiche uns aufs engste mit ihnen verbunden fühlen“ — und alle Reden und Worte, die man an den Festabenden hörte, waren so von Herzen kommend, daß man nur einen Wunsch hatte, es hätten sie alle Sportler hören müssen. Wenn der bedrängte Osten ruft, dann dürfen die Vereine und Verbände in unserem Vaterlande nicht mehr taub bleiben, dann sollen sie freudig und gern jede Einladung annehmen und nicht mehr untragbare Forderungen finanzieller Art stellen. Man darf gar nicht daran denken, daß es einmal einen deutschen Verband gab, der vor drei Jahren seinen Unterverbänden vorschlug, die Deutschen Kampfspiele in Breslau nicht zu beschicken. Auch diese Zeiten sind wohl für immer vorbei!

Der deutsche Osten ruft nun abermals, und zwar soll Ende September ein großes Fest des deutschen Sportes auf Veranlassung des schlesischen Sportkommissars Rennecker und auf besonderen Wunsch des deutschen Reichssportführers von Tschammer und Osten im Breslauer Stadion durchgeführt werden. Deutsche Spitzenkönner auf allen Gebieten werden sich in den Mauern der alten „Wratislavia“ ein Stelldichein geben. Und wenn der Appell von höchster Stelle ausgeht, dann wird unsere Elite auch diese Ostland-Treuefahrt spontan antreten. Es muß ein Fest der Freude und Erhebung, ein Fest sportlichen Erlebens und der Verbundenheit mit unseren Volksgenossen im Reich werden. Es ist für uns Schlesier eine herrliche Genugtuung zu erfahren, daß die letzten deutschen Meisterschaftstage der Ruderer für die

Besten unseres Vaterlandes ein einzigartiges Erlebnis in unserem Schlesierlande waren, eine wundervolle Befundung gemeinschaftlichen Volkstums. Solche Nationalfeste im Sport, wenn sie gelingen, geben uns wieder Stärkung für neue zukünftige Aufgaben, und den Gästen sollen sie immer zur Mahnung werden: Vergeßt das Grenzland nicht!

Gerade wir brauchen Großveranstaltungen mehr als alle anderen Landesteile und Städte. Sie sorgen nicht zuletzt für eine ungeheure wirtschaftliche Belebung.

Deutschlands Sportarmee muß im September ihre beste Streitmacht nach unserer Odermetropole entsenden. Auch das ist hundertprozentige Arbeit für unser Grenzland.



Am Riemenstand
Aufn. P. B. S.

Der Student im Arbeitsdienst

Von Paul Dröschner.

Zunächst ist ein Mißverständnis über den studentischen Arbeitsdienst zu beseitigen. Unter studentischem Arbeitsdienst versteht man keineswegs, daß eine studentische Gruppe sich zusammenschließt und für sich Arbeitsdienst verrichtet. Noch niemals gab es ein Arbeitsdienstlager, das nur von Studenten belegt worden wäre. Die Studentenschaft hat nicht daran gedacht, nur für sich allein Arbeitslager durchzuführen. Schon bei den ersten Anfangslagern bestand die Mannschaft nicht nur aus Studenten, sondern auch aus Angehörigen der verschiedenen Berufs- und Gesellschaftsschichten. In der Mehrzahl besteht es aus Arbeitern, Studenten und jungen Bauern.

Wir sehen also, daß schon von Anfang an die Studentenschaft das Volkslager anstrebte. In ihnen soll der junge Arbeiter den Bauern und den geistig Arbeitenden, der Student den Werkstätigen durch persönliche Sühnungnahme kennen lernen. Denn es ist doch selbstverständlich, daß, wenn sich die aus verschiedenen Volkskreisen kommenden Lagerteilnehmer erst einmal menschlich näher gekommen sind, dann die einen von den Werten der anderen erfahren. Dann schweigt der Student in Ehrfurcht vor der Leistung des Bauern und des Arbeiters und der Werkstätige lernt die Werte des geistigen Arbeiters schätzen. In solch einem Arbeitslager zerfällt das Wahngelbilde der Klassengegensätze, in ihm bricht der dauernd gepredigte Klassenhaß und Klassenkampf in sich zusammen, um einer gegenseitigen Wertschätzung, Achtung und Würdigung der Eigenheiten und besonderen Fähigkeiten der verschiedenen Berufe und Volksschichten Raum zu geben.

Der studentische Arbeitsdienst erhält jetzt Formen, wie sie vor einem Jahre von uns nicht einmal geahnt werden konnten. Damals wurde von dem noch herrschenden Marxismus eingewendet, daß sich unser Dienst gegen die Arbeiter richte, daß er eine Sache des Kapitalismus sei. Vielleicht brachte man gerade deshalb unseren Lagern Mißtrauen entgegen, weil sich in den meisten Studentenlagern schon innerhalb weniger Wochen eine Schicksalsgemeinschaft der Jugend zu formen begann, und weil sie Standesdünkel und Verhöhnung, das anerzogene Minderwertigkeitsgefühl auf der einen, die lächerliche Hochnäsigkeit auf der anderen Seite einfach aus dem Wege räumten.

Man kann mit Recht behaupten, daß der größte Teil der deutschen Studenten in der Vergangenheit bewiesen hat, daß die deutsche akademische Jugend keine Sonderstellung einnehmen will. Deutsches Schicksal hat in der deutschen Studentenschaft zu jeder Zeit den tiefsten Eindruck und die nachhaltigste Wirkung ausgelöst. Der deutsche Student will und darf gerade bei der Regelung der für die gesamte Jugend Deutschlands verbindlichen Arbeitsdienstpflicht keine Eigenstellung haben. Der zukünftige Student, der sich heute im Werkhalbjahr befindet oder jetzt seiner Arbeitsdienstpflicht genügen muß, erhält im Arbeitsdienst eine zweifache Erziehung. Einmal wird er hingeführt zur Volksgemeinschaft und zweitens wird seinem Streben und Denken ein neuer Weg mit neuen Zielen gezeigt. Dadurch wird der Typ des kommenden Studenten eine besondere Prägung erhalten. Am 1. August 1933 begann die studentische Arbeitsdienstpflicht, zu welcher alle diejenigen verpflichtet sind, die im ersten bis vierten Semester stehen und nach dem 1. August 1908 geboren sind. Somit ist ein organisches Hineinwachsen der deutschen Studenten und Studentinnen in den Arbeitsdienst verbürgt.

Die deutsche Studentenschaft sieht in dem deutschen Arbeitslager eine Stätte der Ordnung, der Disziplin und der mannhaften Schulung. Es ist gleichsam ein Kampfplatz des ganzen deutschen Volkes gegen die Weltanschauung des Marxismus und des Liberalismus, die unser Volkstum und seine Kulturgüter zu vernichten drohten. Die Studentenschaft zieht in das Kampffeld ein und wird als Teil der Nation mitwirken an der Neugestaltung unserer Gesellschaft, sie wird im Arbeitsdienst durch die Tat die praktische Volksgemeinschaft herbeiführen helfen. Denn der Wahlspruch des Arbeitsdienstes „Alle Arbeit für Deutschland“ bedeutet für die deutsche Studentenschaft eine weittragende Verpflichtung.

Die Suggen in Reichenstein

Eine Erinnerung zur Tausendjahrfeier des Reichensteiner Bergbaues

Von Dr. Erich Gaenschalz

Der Entwicklung der letzten Jahre vergleichbar, hat Schlesien ausgangs des fünfzehnten Jahrhunderts einen Rückgang seines wirtschaftlichen Eigenlebens erleiden müssen, der es dem kapitalkräftigen Unternehmertum außerhalb des Landes, insbesondere oberdeutschen Häusern, ermöglichte, hier Fuß zu fassen. Es waren vor allem die Bodenschätze, die diese großen Handelshäuser ins Land zogen, und so sehen wir neben den Gering, Welser und Imhoff auch bald das bedeutendste Unternehmen seiner Zeit, die Suggen, sich in unserer Heimat festsetzen.

Als die größten Montanindustriellen — wir wollen ruhig den modernen Ausdruck gebrauchen und diese in ihrer kapitalistischen Wirtschaftsform der unsrigen so ähnliche Zeit überhaupt mit den Augen der Gegenwart sehen — besaßen sie einen sicheren Instinkt für alle erfolgversprechenden Erwerbsmöglichkeiten auf dem Gebiete des Bergbaus. Hatte dieser Wirtschaftszweig sie schon auf der Suche nach einem günstigen Durchgangsland für ihr ungarisches Kupfer nach Schlesien geführt, so hielt er sie auch hier fest.

Im besonderen war es der schon damals berühmte Goldbergbau in Reichenstein, der ihre Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Schon 1502 hatten sie hier Grubenanteile erworben. Die Wahl der Mittel, deren sie sich dabei bedienten, ist für ihre Geschäftsmethode bezeichnend — und uns aus einer eben überwundenen Zeit geläufig. Durch Vermittlung ihres Breslauer Vertreters, Lenhard Vogel, hatten verschiedene Grubenbesitzer und Breslauer Bürger Suggen-Anleihen aufgenommen, die sie nicht zurückzahlen konnten, so daß sich die Suggen nun an die Liegenschaften, wie Gruben oder Hüttenwerke, hielten. Das war aber nur der Anfang. Denn was bedeuteten schon diese gelegentlichen verstreuten Erwerbungen, wenn man Aussicht hatte, sich auf einen Schlag in den Besitz eines ganzen Grubenkomplexes, und dazu noch aus fürstlichem Besitz und unter fürstlichem Schutz, setzen zu können. Und diese Gelegenheit bot sich bald.

Jakob Suggen, dieser Unternehmer größten Stils, war ein Mann von seltenem Weitblick und ist nur den bedeutendsten Wirtschaftsführern unserer Zeit an die Seite zu stellen. Er, der so manchen Fürsten zu seinen Schuldnern zählte, erspähte auch in den Geldverlegenheiten der verschwenderischen Herzöge von Münsterberg-Oels, zu deren Gebiet Reichenstein gehörte, eine einzigartige Gelegenheit, seine Stellung „auf dem Reichenstein“ zu erweitern und auszubauen und den Ertrag



Bergmann

Aufn. M. Leinhard

dieses ergiebigen Bergwerks seinem Riesenunternehmen dienstbar zu machen. Da auch die Herzöge die bei ihm aufgenommenen Gelder nicht zurückzahlen konnten, kam am 6. Juni 1511 in Breslau ein Vertrag zwischen den Herzögen Albrecht und Karl von Münsterberg einerseits und Georg Thurzo und Jakob Sigger andererseits zustande, nach dem „sy mit nachfolgendem privilegio und freiheytten zw ewigen czeiten vor uns unser erben unnd nachkommenn ynnehaber unsers bergfwercks Reichenstain“ wurden.

Wie die Urkunde im einzelnen zeigt, schlossen die Sigger unter sehr günstigen Bedingungen ab, und zwar konnten sie vor allem über das gewonnene Metall frei verfügen, während die übrigen Gewerke an das Vorkaufsrecht der herzoglichen Münze gebunden waren. Mit der Erwerbung dieses geschlossenen Grubenkomplexes war aber der Ausdrang der Sigger in Reichenstein noch keineswegs befriedigt. Vielmehr breiteten sie sich von Jahr zu Jahr mehr aus und hatten schließlich 1529 fast die Hälfte aller Gruben in der Hand. Um diese Zeit aber waren etwa 145 Gruben und zwanzig Hütten in Betrieb!

Mit sicherem Blick hatte Jakob Sigger aber auch den günstigsten Zeitpunkt herausgefunden. Es ging damals aufwärts im Reichensteiner Bergbau. War man schon auf besonders ergiebige Erzlagerstätten gestoßen, so hatte der Herzog in seinen Bergordnungen von 1484, 1502 und 1509 alles getan, um den Abbau unter möglichst günstigen Bedingungen zu fördern und Unternehmer anzulocken. Mit dem Auftreten der Sigger aber beginnt recht eigentlich erst die Blüte des Reichensteiner Bergbaus, brachten doch sie gerade das nötige Kapital auf, dessen dieser Wirtschaftszweig besonders dringend bedarf.

Ein reges Leben herrschte auf den Höhen über der Stadt, dem „Goldenen Esel“, dem Kuh- und dem Scholzenberg, wo sich die Siggerschen Gruben befanden. Noch heute legen die zahlreichen Vertiefungen auf diesen Bergen Zeugnis ab von dem einstmals dort vorhandenen emsigen Treiben der Bergleute. Nachdem man das Erz zutage gefördert hatte, fuhr man es in sogenannten Hühlen, Karren, die von vier Pferden gezogen wurden, zu den Hütten, wo es zerkleinert und geröstet wurde. Hierbei entwich die arsenige Säure in die Luft, und durch Verbindung des so behandelten Erzes mit Blei erhielt man das Gold. Sechs Hühlen gehörten zu einer Schicht, und drei bis vier Schichten konnten wöchentlich in einem Ofen geschmolzen werden. Sie ergaben eine Goldausbeute von sechs bis acht Lot. Unablässig rauchten die Kohlenmeiler, die die für das Schmelzverfahren nötige Holzfohle lieferten, die Hühlen polterten zu den Hütten, und die Pochwerke, von der Wasserkraft der Gebirgsbäche getrieben, erfüllten die Luft mit ihrem Klappern: das Bild eines in schöner Harmonie aufgegliederten Arbeitsprozesses.

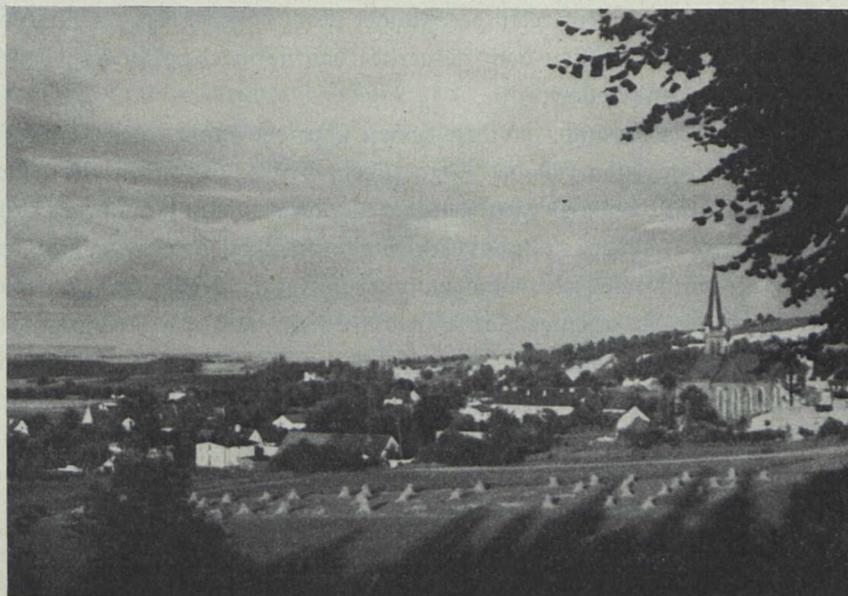
Den Mittelpunkt des Siggerschen Betriebes in Reichenstein bildete die Saktorei, wo alle Säden zusammenliefen. Hier saß während der Blütezeit des Bergbaus der Saktor Hans Döring und

entfaltete eine rege Tätigkeit. Er führte Buch und legte Rechnung, er schloß Verträge ab und erteilte Instruktionen, er überwachte die Sammlung der Metalle und sorgte für ihre Weiterleitung, kurz, er hatte die Interessen seines Hauses aufs nachdrücklichste zu vertreten. So setzte er es 1528 im Berggericht durch, daß alle nach 1511 hinzuerworbenen Grubenteile noch nachträglich gerichtlich eingetragen wurden. Denken wir dann weiterhin nur an das zahlreiche Personal, das er zu betreuen hatte: die Häuer, Stettenknechte und Schichter, die Meister und Meisterknechte, die Tage- und Nachtförner, die Schlaßenläufer und Pocharbeiter, die Handlanger und Fuhrknechte. Und mit den Bergleuten war nicht gut reden, wenn sie sich benachteiligt fühlten; 1503 war es aus diesem Grunde zu einem regelrechten Streik gekommen, während dessen ein großer Teil nach Patschkau wanderte. Der Herzog schickte darauf zwei Bevollmächtigte nach Patschkau, die mit den Bergleuten verhandeln sollten. Als Grund für diesen nicht ungewöhnlichen Schritt erfuhren sie, daß einmal der Richter in Reichenstein einen Gesellen ermordet hätte, dann hätte ein Geschworener einen anderen Gesellen geschlagen und schließlich hätte der Berghofmeister ihre Privilegien verletzt. Aus Furcht vor weiteren Gewalttaten seien sie nach Patschkau gewandert — bei voller Anerkennung des dem Herzog und seinem Hauptmann schuldigen Respekts. Die Bevollmächtigten versprachen Abhilfe, auch sollten die Bergleute ihre Beschwerden vorbringen können. Dagegen erklärten sie sich bereit, nach Reichenstein zurückzukehren und die Arbeit wieder aufzunehmen. Der Rat von Patschkau hat die ganze Verhandlung protokollarisch in das Stadtbuch eintragen lassen und beurkundet.

Wir haben bei dieser kleinen Episode länger verweilt, wirft sie doch auf das soziale Leben jener Zeit ein bezeichnendes Licht. Die Rechte der Arbeitnehmer sind verletzt, sogar erheblich, also greifen sie zu einem Radikalmittel: sie streifen. Die oberste staatliche Instanz, der Herzog, greift ein und schlichtet; dabei denkt man doch unwillkürlich an das in unserer Zeit so oft gehandhabte Schiedsverfahren! Und jene Zeit rückt uns noch näher, wenn wir hören, daß damals bereits Knappschaf-

fassen für alte und invalide Bergleute sorgten. Man bezeichnet in der Wirtschaftsgeschichte das ausgehende 14. und das 15. Jahrhundert als die Periode des Frühkapitalismus und wahrlich, sie trägt auch im kleinen manche Züge, die uns aus der letzten Zeit der reinkapitalistischen Wirtschaft bekannt und vertraut sind.

So kann man sich leicht ausmalen, wie mannigfaltig die Pflichten



Reichenstein

Zufn. M. Leinhaus



Aufn. M. Leinhaus

waren, die der Faktor — und damit kehren wir wieder zum Ausgangspunkt zurück — in einem so weiten Tätigkeitsfelde wahrzunehmen hatte. Aber noch mehr. Er mußte für den ungehinderten Betrieb der Hütten sorgen, indem er vor allem die für den Schmelzprozeß so notwendige Holzkohle beschaffte. Da die Suggen sie nicht kauften, sondern selbst brannten, erwarben sie zu diesem Zwecke große Waldungen in der Umgebung, besonders der benachbarten Johannsberger Gemarkung; die Verträge schloß der Faktor ab. Er kümmerte sich weiter um die Instandhaltung der Wege, die die Suggerschen Wagen uneingeschränkt benutzen durften, und schließlich gab es wohl noch eine ganze Anzahl kleiner Verbindlichkeiten, von denen wir nichts wissen. An erster Stelle aber stand das Verbuchen der verhütteten Erzmengen und der daraus gewonnenen Metalle, vor allem natürlich des Goldtrages. Bevor man sie — neben Gold auch noch Silber und Blei — nach der Breslauer Faktorei verschickte, wurden sie noch von allen fremden Bestandteilen gereinigt. In Breslau hüllte man dann die einzelnen Goldbarren in Tücher und verpackte sie in Kisten, deren jede eine bestimmte Signatur erhielt. Der größte Teil ging nach Augsburg, der Rest nach Nürnberg.

So müssen wir in das oben gezeichnete Bild des eifrigen Treibens in und außerhalb der Stadt noch die Suggersche Faktorei einfügen mit ihrem betriebsamen Hin und Her und dem Kontor, in dem ein über Rechnungen und Solianten arbeitender Mann sitzt: die Seele des ganzen Betriebes, der Faktor. Er war eine wichtige Persönlichkeit, und wenn wir seine Stellung

mit den heutigen Verhältnissen vergleichen wollen, müssen wir uns hüten, den Maßstab zu klein zu wählen.

Dank dieses hervorragend ausgebildeten Rechnungswesens sind wir durch Kontoauszüge und Rechnungen, die auf uns gekommen sind, über die Unkosten und Gewinne des Suggerschen Betriebes verhältnismäßig gut orientiert. Noch im Jahre 1519 war die Goldproduktion so gering, daß die Suggen 1200 Gulden zusehen mußten. In den nächsten Jahrzehnten wurde sie jedoch ganz erheblich gesteigert, und im Jahre 1536 finden wir den höchsten uns bekannten Ertrag verzeichnet. Die Ausbeute sank dann allmählich bis 1565, dem ersten Jahr, in dem die Suggen wieder mit Verlust gearbeitet haben; hinzu kam, daß in dieses Jahr auch das große Unglück auf dem „Goldenen Esel“ fiel, dessen Stollen einstürzte und 99 Bergleute verschüttete. Aber schon 1563 hatte ein amtlicher Bericht des Bergmeisters und der Geschworenen den Niedergang des Bergbaues festgestellt.

In diese Zeit des Verfalls fällt die Amtszeit von Dörings Nachfolger Hans Kirchnauer, des Erbauers der Reichensteiner Dreifaltigkeitskirche, der heutigen Begräbniskapelle. Der Mangel an ergiebigen Erzstufen machte sich immer drückender bemerkbar. Im Jahre 1560 bereits mußte der Saktor berichten: „dieweile izziger Zeit der erz gar wenig vorhanden“, werde er wohl bald von den sechs noch in Betrieb befindlichen Hütten vier schließen müssen. Und in einem Schreiben an die Herzöge klagt er: „die ertze wollen in der teuffe nit mer golt geben als bescheen. Da man vor jaren aus einer arbeit sechs sieben in acht lot golt gemacht, funden wir izziger Zeit nit fier vnd fünf aufs meist daraus bringen.“ So schritt der Verfall unaufhaltsam vorwärts. Die Suggen arbeiteten noch drei Jahre mit Verlust; als aber keine Besserung eintrat, entschlossen sie sich zur gänzlichen Aufgabe des Reichensteiner Betriebes, legten 1568 ihre beiden letzten noch arbeitenden Hütten still und verkauften das gesamte Berg- und Hüttenwesen ihrem letzten Reichensteiner Saktor. Hans Kirchnauer aber war ein gewiegter Geschäftsmann und kühler Rechner. Wohl übernahm er diesen unrentablen Betrieb, aber schon einige Jahre später verkaufte er ihn an zwei Breslauer Bürger, die er dabei noch gehörig übervorteilte.

Man trauerte in Reichenstein dem Weggang der Suggen nicht gerade nach, hatten sich doch ihre Beamten durch ihr überhebliches Auftreten bei Rat und Bürgerschaft wenig beliebt gemacht. Sie fühlten sich als die Herren auf dem Reichenstein, und wohl nicht ganz mit Unrecht. Daß sie dem Rat die schuldigen Zinsen einfach nicht zahlten, so daß dieser sich an die Fürsten wenden mußte, war ja für die damalige Zeit nichts Besonderes. Viel stärker fiel schon das an Grevelmut grenzende Benehmen der Suggerschen Steiger, aber auch der Gebrüder Kirchnauer, ins Gewicht, das manchen Anlaß zu beweglicher Klage gegeben hat.

Mit der Suggenzeit war die Hochblüte des Reichensteiner Bergbaus zu Ende gegangen. Die erfolgreiche Tätigkeit dieses berühmten Hauses hatte das Städtchen für fast ein halbes Jahrhundert an den gerade damals lebhaft fließenden Strom der deutschen, ja der Weltwirtschaft angeschlossen und ihm damit ein Ansehen verliehen, das es den bedeutendsten Bergstädten der damaligen Zeit an die Seite stellte.



Bauerntracht in Schlesien

Von Manfred Burg

Schlesische Bauerntracht! Bis auf wenige Trachteninseln ist auch bei uns dieses Volksgut geschwunden. Freilich teilt Schlesien damit nur das Schicksal der deutschen Bauerntracht überhaupt, wenn man von Landschaften wie etwa Oberbayern und dem Alpengebiet, der Schwalm, Teilen Hessens und dem Spreewalde absieht, wo sich noch Trachtenreste gehalten haben.

Die engere Durchdringung von Stadt und Land mit der zunehmenden verkehrstechnischen Aufschließung des flachen Landes seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat zu einem Teile die Trachten verdrängt. Die gleichzeitig einsetzende Landflucht, die nicht nur die Beteiligten selbst, sondern mittelbar durch sie auch die Zurückbleibenden mit städtischen Lebensgewohnheiten in nächste Berührung brachte, später dann die „Stadtflucht“ der zur Erholung immer zahlreicher das Land aufsuchenden Stadtbewohner trugen das Ihrige zur Preisgabe der Tracht bei. Und nicht nur der Tracht, sondern auch des bäuerlichen Hausrats, des Heim schmucks und schließlich selbst der überkommenen Bauweise. Mit dem Anwachsen der Textilindustrie und dem Verschwinden der Handarbeit kamen die Stoffarten und -muster städtischen Charakters auf das Land und ließen auch die bodenständigen Schmuckmotive vergessen.

So verfiel allmählich der Bauer ganz allgemein einer Verstädterung des Denkens, und ihr folgte auf



dem Fuße die der Lebensform. Alles, was städtischen Stempel hat, wird Maßstab für den Bauern. Die Möbel bezieht man nun vom Magazin der Stadt und die Kleidung vom Warenhaus.

Nun hat freilich die Bauerntracht stets unter Abhängigkeit von der städtischen Tracht gestanden und sich aus dieser entwickelt. Der ursprüngliche Vorgang war aber dabei der, daß die städtische Modetracht zwar in ihrer Grundform nach dem Lande wanderte — meist unter bald größerer, bald geringerer Verspätung —, dort aber dann die vielfältigste Umbildung nach der Seite der Form-, Stoff- und Farbenveränderung und der Vermischung mit älteren oder andersartigen Trachtenbestandteilen erfuhr. Erst in dem Augenblick, wo mit der Überstädterung das eigenbewußte Lebensgefühl auf dem Lande erlosch, schwand auch die Kraft und der Wille zur Umbildung, und die städtische Modetracht wurde gänzlich unverändert übernommen. Von diesem Augenblick der städtischen Konfektionierung an also kann von einer bäuerlichen Tracht als selbständigem Gut nicht mehr gesprochen werden.

Diesen zwiefachen Weg der Dervollkommnung und der späteren Verkümmerng haben auch die schlesischen Trachten zurückgelegt.

Für das Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert fließen die Quellen noch sehr spärlich. Genaue Durchprüfung bildlicher Darstellungen wird sicher noch mancherlei Aufschlüsse geben können. Besser unterrichtet sind wir schon über die Tracht von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an.



Deutsche Trachten von der böhmischen Seite des Riesengebirges



Oberschlesischer Bauer
Aufn. St. Glusa

Aus dieser Zeit haben sich auch Trachten und Trachtenbestandteile in Sammlungen und Museen erhalten. Für die Männertracht wird die Uniform der friderizianischen Armee zum Vorbild. Den runden, breitkrämpigen Hut der vorhergehenden Zeit löst der Dreimaster ab, der kurze Kittel wird zum knielangen Rock mit Aufschlägen, die Pluderhose zur knappen Kniehose, dazu tritt die langgeschchnittene Weste. Bei der Frauentracht wandelt sich das vorhergehende Nieder zum Leibchen; Jacke, Brusttuch und Haube treten neu hinzu. Diese Tracht, zu der bei den Frauen für den Kirchgang noch das weiße Umschlagetuch kommt — wir finden es schon von einem Epitaph aus dem Jahre 1522 — hält sich bis etwa 1830. Für die Männertracht ist die in dieser Zeit eintretende



Festtracht aus Seiffersdorf i. Bsgb.

Umwandlung im wesentlichen auf die wieder kürzer werdende Arbeitsjacke, die Schirmmütze aus Tuch — im Winter mit Pelzbesatz — und die an den Knöcheln gebundene lederne Stiefelhose beschränkt. Festtags wurde der langschößige, meist dunkelblaue Tuchrock, der Gottestischrock, und der schräg aufwärts verlaufende Zylinder getragen. Sowohl werktags wie festtags trug man eine kürzer gewordene Weste mit Metallknöpfen und ein geknotetes Halstuch. Die Stoffe — Damast, Manchester, Samt oder Tuch — bestimmten den Charakter als Alltags- oder Feiertagstracht.

Viel reichhaltiger ist dann schon die Mädchen- und Frauentracht des 19. Jahrhunderts. Allein die Aufteilung in Alltags-, Sonntags-, Festtags-, Trauer- und Austrauertacht mit den jeweils dazu gewählten Stoffen ergibt eine Mannigfaltigkeit, die durch den mehr oder minder großen Wohlstand der einzelnen wie durch

landschaftliche Sonderformen noch vermehrt wird. Für diese Zeit ist besonders kennzeichnend ein weiter, faltenreicher Rock, ein Leibchen mit darunter getragenen kurzärmeligem Hemd, ein Schultertuch, eine Schürze und die Haube. Es ist für den Sparsamkeitssinn des Schlesiens aufschlußreich, daß selbst bei den kostbareren Festtagsgewändern der Frauen die Stelle des Rockes, die von der Schürze verdeckt wird, aus sehr viel einfacherem Material, Resten abgelegter Kleider oder gar Sadleinwand, bestand und den bezeichnenden Namen „Gutgenug“ trug.

Das reizvollste Kapitel schlesischer Bauerntracht sind die Bauernhauben, die sich ebenfalls, je nach der Gelegenheit, bei der sie getragen wurden, in Arbeits-, Sonntags-, Fest-, Trauer- und Austrauerhauben aufteilen lassen. Aber auch in Form und Material herrscht reiche Abwechslung. Da haben wir die Maschen- und Bänderhaube, die Schnappenhaube, die Spangenhaube, die Schnurrücke — diese besonders verbreitet in der Gegend von Jauer und Striegau — und die Barthäube — die Sonntagshaube Mittelschlesiens. Die Arbeitshaube für den Sommer bestand gewöhnlich aus Leinen mit Weißstickerei oder aus Kattun und buntbedrucktem Leinen mit Stickerei



Frauen aus Neisse-Neuland

Aufn. v. f. Klose

aus hunder Seide, Silber- und Golddraht und aufgelegten Metallplättchen, teilweise auch gefärbten Zinnblättchen. Die Sonntagshaube Mittelschlesiens, die Barthäube also, war gewöhnlich aus Leinen mit Weißstickerei oder aus Seidenstoff gefertigt, während die übrigen Sonntagshauben Silber- und Goldbrokat mit Treppenspißen aus dem gleichen Material verwendeten. Die Neißer Gegend bevorzugte kostbar gearbeitete Tüllhäubchen mit reicher Stickerei, die sich eng dem Kopfe anfügten. Zur Trauer und am Karfreitag trug man Hauben aus schwarzem Stoff, mit Schmelzperlen besetzt. Die Austrauerhauben sind aus blauen gedeckten Stoffen mit Silber- und Goldtresse hergestellt. Alle diese Hauben haben einen Spitzenrand, der gewöhnlich weiß, bei den Trauer- und Austrauerhauben schwarz ist. Besonders breit und betont ist das Spitzengehefte bei den Spangenhauben, so daß es noch mit Draht gestift



Schönwälderin am Kesselbrunnen

Aufn. K. f. Klose

werden mußte. Dazu kommt dann noch die Pracht der vielfältig gemusterten Haubenbänder. Am kostbarsten sind die ganz mit Gold und Silber übersponnenen, z. T. auch mit Reliefstickerei gezierten Hauben böhmischer Herkunft, die sich in den Randgebieten Schlesiens längs der Sudeten finden.

Schon aus dieser knappen Schilderung wird klar, welchen auch rein materiellen Wert die bäuerliche Frauentracht darstellte, da zur Aussteuer einer wohlhabenden Braut mindestens je eine Haube für die verschiedenen Gelegenheiten gehörte.

Die oberschlesische Bauerntracht, die sich vor allem in Schönwald bei Gleiwitz und Roßberg bei Beuthen noch rein erhalten hat, zeigt für die Frauentracht der Form nach nicht wesentliche Verschiedenheiten, außer bei den Roßberger Frauenhauben. Die Farbigkeit allerdings ist unter dem slawischen Einfluß ausgeprägter und von leuchtender Buntheit, rotblaue Leibchen bei den Roßbergerinnen, starfarbige Damastschürzen und rote Kopftücher.

Für den Volkscharakter aufschlußreich ist aber besonders die oberschlesische Männertracht, wie sie die Roßberger tragen. Hier wird man auf den ersten Blick hin an militärische Uniformen erinnert.

Ein langer, auf Taille gearbeiteter Rock aus preußisch-blauem Tuch mit schnurbefestigten Knopflöchern, großen Metallknöpfen — diese auch als Garnierung der Rocktaschen —, Tressenbesatz am Rücken in der Taillenlinie und mit rotem Vorstoß und ein ebenso langer, ärmelloser Rock der gleichen Verarbeitung als Weste hüllen den Oberkörper ein. Eine blaue lange Hose mit roter Biese oder eine gelbliche hirschlederne Stiefelhose vervollständigen den Anzug. Wirklich, preußischer kann eine Männertracht nicht sein. Wenn man nur immer die Sprache auch solcher Dinge verstanden hätte! Als Kopfbedeckung tragen die Kosberger entweder einen sehr breitrandigen, niedrigen Silzhut oder eine halbhohe Mütze aus Iltis.

Mit diesen Ausführungen können wir nur einen flüchtigen Eindruck von der Reichhaltigkeit der bäuerlichen Tracht Schlesiens vermitteln. Es liegt heute, wo man wieder dem Volkstum an seinen Quellen nachspürt, besonders nahe, gerade den Sinn für dieses schöne Volksgut wiederzuerwecken. Nicht freilich nur so, daß man die alten Trachten ausgräbt und zum Muster nimmt. Das würde



die Gefahr neuer Schablonisierung heraufbeschwören. Nein, einer Neuschöpfung aus unserer Zeit und ihrem — wir spüren das mehr und mehr — ganz besonderen stilformenden Geiste heraus muß der Weg bereitet werden. Hier kann der Gemeinschaftsgeist der Neusiedlungen im deutschen Osten ebenso fruchtbarer Ansatz werden wie die Kameradschaften der Arbeitslager. Und wenn dann nun schon gar — wie der Typ des neuen deutschen Arbeiters deutlich erkennen läßt — auch der Städter sich wieder auf die wirklichen Werte besinnt, wird auch der bäuerliche Mensch bewußt und gern zu sich zurückfinden.

Kirchgang in Heiße-Neuland
Aufn. v. f. Klose

Gott im Graben

Von Bernhard von Volkmann-Leander*)

„Gott ist gut“

Die Priester der Heimat hatten sie eingesegnet, als sie ins Feld zogen. Durch die Kirchen war Orgelklang und Chorgesang gehallt, der hatte an die Herzen gegriffen wie nie zuvor, und die Priesterstimme war merkwürdig dünn und menschenhaft daneben gestanden.

Mütter und Bräute hatten bebend um siegreiche Heimkehr gebetet. Und dann waren die Soldaten untergetaucht im Strudel der unsagbaren Ereignisse. Viel später sahen sie wieder einmal Priester, Feldgeistliche.

Irgendwann und irgendwo. In der Etappe und im Ruhequartier. Weil es im Regimentsbefehl gestanden hatte, daß Sonntag sei und Kirchgang. Denn die Etappenleute und Militärs, sie wußten, wann Sonntag ist.

Aber die Soldaten in der Etappenkirche waren müde und verstanden nicht, was der Feldgeistliche auf der Kanzel sprach. Ihre Gedanken waren weit weg. Als er von den Kameraden sprach, die draußen in den letzten Kämpfen gefallen waren, da waren sie mit ihren Gedanken gar nicht mehr in der Kirche und die Stimme des Geistlichen, so wohlklingend und so warm sie klang, verweht.

Sie waren mit ihren Stimmen wieder im Graben und hörten eine andere Stimme. Die war jung und doch merkwürdig eingerostet und zusammengerissen. Knapp, hart und kunstlos. Das war die Stimme des Kompagnieführers draußen gewesen, der eigenhändig seinem gefallenen Burschen ein Grab gegraben hatte. Irgendwas hatte er gesagt. Irgendwas. Von Treue und Opfer. Sie wußten es nicht mehr. Es waren nur ein paar ganz kurze Worte gewesen und ein stilles Händefalten. Aber es war ihnen gewesen, als wenn Gott mitten unter ihnen gestanden hätte. Und tags darauf war der Leutnant nicht mehr da.

Man hatte nur noch erzählt, daß eine 38-Zentimeter-Granate dort eingeschlagen war, wo er als Letzter unter Gefallenen das Maschinengewehr bedient hatte. Und sie selbst waren abgelöst, und das Stück Erde, wo sie einmal Wochen hindurch gekämpft und gelebt hatten, war aufgegeben worden. Weil es kein Graben mehr war. Sondern ein Trichterfeld, mit zerrissenen Setzen von Stacheldraht, Ausrüstungsstücken, Balken und Menschenleibern.

Der Bataillonskommandeur hatte einen Zettel in der Tasche: „Umgehend zu berichten, warum der Graben im Abschnitt C 1 am Flintwäldchen aufgegeben sei?“ Er ging herum mit einem Gesicht, so starr, daß es wie aus Eisen geschmiedet schien. Aber dem Gefreiten Schult, der die Reste der Kompagnie zurückgeführt hatte, dem hatte er eine Kiste Zigarren geschenkt und ihm einen Urlaubspañ nach der Heimat gegeben und dazu einen Brief an die Frau Major.

Davon hatte man gesprochen, als sie entläßt wurden. Die Leute von den anderen Bataillonen sagten: „Bei eurem Bataillon möchten wir auch sein.“ Es mußte wohl „gut“ bei diesem Bataillon sein, trotz der schrecklichen Verluste.

Dies alles ging durch die Hirne und Herzen der Soldaten in der Etappenkirche, und sie dachten der Toten draußen und der Lebenden daheim — — — und daß sie nie mehr heimkommen würden.

*) Schlußkapitel aus dem noch ungedruckten 2. Bande des Buches „Soldaten oder Militärs“ von Bernhard v. Volkmann-Leander (Der erste Band erschien in J. S. Lehmanns Verlag, München).

Denn für den Soldaten war diese Welt anders geworden. Ihre Heimat war nur der Graben, in den sie zurückflohen mit einem zerrissenen Gefühl, wenn sie einmal zu Hause im alten Deutschland auf Urlaub gewesen waren. Zurückflohen in die Welt des Granatfeuers, der nassen Unterstände, der Läuse und des Hungers, dort, wo der Soldatengeist und der Soldatengott Herr war, nur fort aus der Heimat mit seinen Militärs, seinen Krämerseelen und all dem seelischen Dreck, der tausendfach schlimmer war als der Schlamm im Graben. — — — So denken Soldaten.

Gewiß ist hier und da einer gefallen mit einem Gluch auf den Lippen, wie es Hellmut Stellrecht von einem erzählt*): „Er hat an nichts mehr geglaubt als an den Dreck, der aus ihm quoll, weil er den Gestank riechen konnte.“ Andere starben wie jener Leutnant Freiherr von Manteuffel, der nur noch sagte: „Nun faltet mir meine Hände, ich will als Christ und als Soldat sterben.“ Und wieder andere bleiben, wie sie ihr Lebtag gewesen waren, starben wie der freche Sähnrich, der mit letztem Spott sagte: „Herrschaften, ich glaube, ich verrecke“, und dann war es aus mit ihm.

Aber die Zotenreißer waren still geworden, und man sah Soldaten vor zersplitterten Kruzifixen in zerschossenen Kirchen knien und mit ihrem Gott Zwiesprache halten, einsam und still.

An all den Kruzifixen in den fremden Kirchen sahen die betenden Soldaten einen Heiland angeschlagen, der trug nicht die artfremden Züge eines Juden.

Diese Züge trug wohl auf den alten Kirchenbildern der Teufel, der die Heiligen versuchte. Diese Züge trug der Verräter Judas Ischarioth und oben am Kirchendach auf gierigen Hälsen die zu Gesichtern geformten gotischen Wasserspeier. Aber dieser Heiland hatte ein schmales nordisches Gesicht mit einem Zug der unendlichen Güte und des tapferen Leidens. Das fühlten sie, war ihre und nicht fremde Art.

Diesen Blick, schon überirdisch verklärt, hatten die Soldaten auf so manchem Antlitz gesehen draußen im Graben, wenn einer der Kampfgenossen mit einem letzten Seufzer hinüberging. Und an etwas anderes gemahnte der Heiland mit den segnend ausgebreiteten Armen die deutschen Soldaten. Sie mußten an den einsamen Äckersmann in der Heimat denken, der langsam und wie feierlich über die braunen Äcker schritt und mit weitem Schwunge die Saat streute, als wenn er das Land segnen wollte. Sie fühlten, sie waren selbst die Saat. Das Leben und das Sterben hier draußen im Graben, das mußte einmal Frucht tragen, irgendwann. — Später einmal, für die Zukunft, für die Kinder — vielleicht erst für die Enkel.

Da wurden sie still und harrten des Geschicks, das ihnen der Soldatengott zuteil werden lassen wollte. Die Zote und die Gemeinheit floh aus dem Ernst des Grabens zu den Militärs in der Etappe, wenn jene bei den fremden Weibern Kurzweil suchten.

Denn wo es um Leben und Sterben geht, wird aus dem Rauhesten ein frommer Soldat. Aber das ist eine Frommheit, die weder mit der Kirche noch mit deren Lehre etwas zu tun hat. Eine Frommheit, die ihren eigenen Schlachten- und Soldatengott hat.

Es ist die Frommheit und Gutheit der „frumben“ Landsknechte, das „frisch, fromm, fröhlich, frei“ der Turner. Eine Frommheit die mit Frömmerei, nichts zu tun hat.

Das ist die Frommheit, die der Gott der Schlachten, der Kämpfer, der Soldaten meint. „Ein gute Wehr und Waffen“, wie Dr. Martinus singt. Von diesem Gott des Kampfes, von diesem Gott im Graben wissen die Militärs nichts.

*) „Troß allem“. Ein Buch der Front. v. Hellmut Stellrecht. J. S. Lehmanns Verlag, München.

Freilich, es gab auch Feldgeistliche mit Kämpferherzen, die dorthin gingen, wo der Gott der Schlachten war. Das waren auch jene, die wir Soldaten verstanden und die uns verstanden. Aber es waren und es sind auch heute ihrer nicht genug. Dieser Soldatengott war nicht jener, zu dem die ganze Christenheit auf Erden betete. — Ob schon es doch unser Herr und Heiland war auch — denn sie beteten zu ihm: „Laß die anderen sterben! Und laß uns leben!“

Sie beteten ja alle, die vielen Millionen, die die Entente aufbot, geführt vom allerchristlichsten Frankreich, zu ihm, dem Gekreuzigten. Alle aber schrien: „Gib uns den Sieg, nicht den Boches, den Hunnen, den Barbaren!“ Alle Mütter flehten: „Laß die anderen sterben, aber laß mir meinen Sohn, laß mir meinen Gatten!“ Und ebenso waren in Deutschland die Kirchen voller Menschen, und die Spießer riefen: „Gott strafe England“, weil die Geschäfte nicht mehr gingen. — — —

„Du sollst nicht töten!“ so hatte es doch auf den Tafeln gestanden, und der Aristokrat Nießsche hatte gerufen: „Zerbrecht mir, zerbrecht mir die alten Tafeln!“

Die ganze Welt betete um Sieg und siegreiche Heimkehr.

Eine christliche Nation gegen die andere. Und die ganze Welt schrie: „Tötet, tötet eure Feinde!“

Die Lehre dagegen forderte: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen!“ Und doch segneten Priester aller Länder Waffen, Maschinen, Geräte und Soldaten, die töten sollten.

Bomben fielen auf friedliche Städte, Frauen und Kinder wurden erschlagen. Die es taten, wurden als Mörder verschrien von ihren Gegnern. Und die, die „Mörder“ schrien, standen wohl selbst am Geschütz und sandten den Tod in eine fremde Stadt. Die alten Tafeln waren zerbrochen.

Millionen starben, und kein Priester stand bei ihnen, und doch ist Heldentod „Heiligentod“.

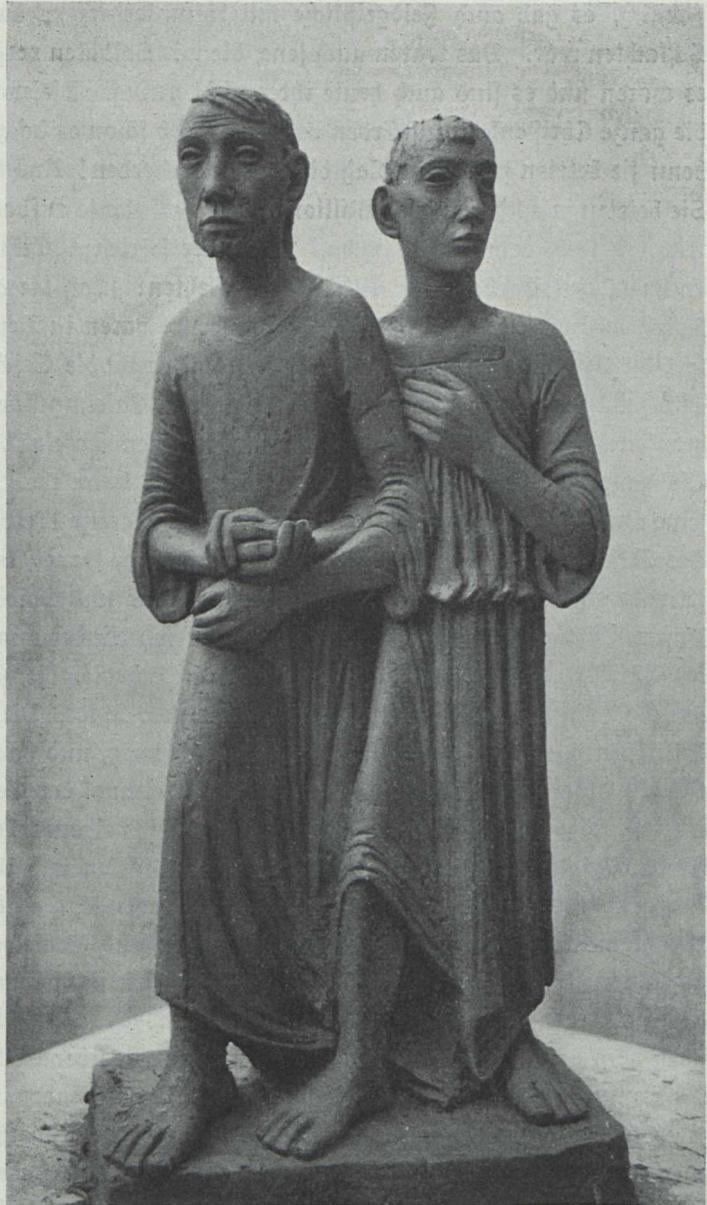
Sie alle opferten ihr Leben für andere, wie es einmal der Gekreuzigte getan hatte. Alle! Freund und Feind! Da wurden manche unsicher, die ihr eigenes Leben nur immer vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit aus betrachtet hatten. Auch Starke und Uneigennütigen kroch der Gedanke ins Herz, es möchte dies große Sterben umsonst gewesen sein. — Die Artfremden zogen aber dies heilige Soldatentum in den Schmutz, und die Feigen und Säulen mit den runden ostischen Gesichtern schwächten den Artfremden nach: „Die Soldaten seien auf dem Felde der Unehre und für einen Dreck gefallen.“

Sern vom Soldatentod und Soldatengott schrien sie über Völkermord und Freveltat. Sie freischten, der Kampf müsse aufhören, man müsse einen Frieden haben, aber nicht einen Frieden, der Befriedigung gibt und Freude. Sondern sie wollten nur wieder fette Bäuche haben und nach Herzenslust das Tier in sich zufriedenstellen. Denn diese satte Zufriedenheit, das war ihr Frieden, das nannten sie „gut“ und einen „Gottes“frieden. Sie nahmen sich alte Weiber in Weiber- und Männerreden und Gesindel und ewige Händler und heßten gegen alles Heldische, hingen sich die zerbrochenen Tafeln um den Hals und logen, dies Blutvergießen sei unchristlich. Aber Gott ließ den Kampf bis ans Ende gehen. Wenn es auch, von innen wie von außen, kein „guter“ und kein „göttlicher“, kein ehrlicher und kein ehrenbringender Kampf mehr war, so viel auch „Krieg dem Kriege“ und „Nie wieder Krieg“ geschrien wurde.

Als aber der Krieg zu Ende war, gingen die Pfaffen in die Kirchen, die Händler an den Handel, die Heßer heßten weiter zu unehrlichem Kampf und die Artfremden plünderten die Welt weiter aus. Der Soldatengott aber blieb draußen, wo die vielen braunen und weißen Holzkreuze stehen, wo das Land verwüstet und einsam ist. Einsam wie die Heide, in die die nordischen Heiden flohen,

weil sie keinen Glauben annehmen wollten, nach welchem alle Menschen und Völker gleich seien und der Kampf ein Unrecht. Denn die Heiden wußten, daß der gütige Gott die Ungleichheit und den Kampf schuf. Den Soldaten aber nahm man die letzte Ehre, die Waffen, mit denen sie ihren guten Kampf gekämpft hatten.

Aber die Herzen konnten sie ihnen nicht nehmen, auch nicht die Arme, die ihr Gott ihnen zum Kämpfen gegeben hatte. So nahmen sie denn ein Stückchen ihres Gottes aus dem Graben in ihren Herzen mit. Und wenn sie fern vom Lärm der Geschäftigen und Geschäftemachenden waren, da hielten sie wieder mit ihm Zwiesprache und beichteten ihm, wenn sie nicht „gut“ und stark genug im Kampf um den Alltag gewesen waren. So blieb denn der Soldatengott bei den Soldaten. Sie sprachen mit keinem darüber, daß sie diesen Schatz bei sich trugen. Sie sprachen auch nicht von allem dem, was sie draußen erlebt, gelitten und geleistet hatten. Aber der Geist aus dem Graben durchdrang ihre ärmlichen Wohnstätten, wuchs und wurde mächtig in den Herzen und Hirnen ihrer blonden Kinderschar. Denn sie lehrten ihnen, „gut“ zu sein.



Jüngergruppe

Bildwerk von J. Harf

Noch war ja der Kampfgeist in den Herzen der alten Soldaten, und während die Wechsler und Händler wieder ihren Handel im Tempel trieben, suchten und fanden sie andern Kampf und andere Ehre: „Arbeit!“

Standen wortkarg am Schraubstock oder im Kontor hinter endlosen Zahlenreihen, so still, so ernsthaft und so voll von ihrem Gott, so voll von dem, was sie „gut“ nannten, wie sie einst, voll von Pflicht und Treue, in die blaue Nacht von Schützengrabenauftritt über das rostige Drahtgewirr beim flackernden Scheine der Leuchtflugeln hineingeschaut hatten. Von den Militärs sahen sie so wenig,

wie sie im Graben nichts von ihnen gesehen hatten. Arbeit, das war jetzt ihr Kampf, die ganze Woche hindurch. Des Sonntags trieb es sie aber hinaus aus dem Lärm der Geschäftigen in die stille Einsamkeit. Dann waldfahrteten sie in die Einsamkeit von Wald und Heide, wie ihre Vorfäter, so andächtig und so heilig, als wenn ein Priester das Kreuz Christi vor ihnen hertrüge, wandelten durch Gottes Welt, ihr eigenes Kreuz tragend. Als Verwalter des Erbes jener guten Freunde und guten Kämpfer, die draußen unter den Kreuzen liegen. So schreiten heute noch die alten Soldaten an ihren Feiertagen durch die wogenden Kornfelder, sprossenden Saaten, braunen Äcker und halten ihren Gottesdienst. Denn der Himmel, der über ihnen blaut, in dessen Sterne sie oft schauten, der ist ihre Kirche geworden, die Gott selbst mit allen seinen Wundern schmückte.

Sie waren auf ihre Soldatenweise fromm geworden, seitdem sie den gewaltigen Choral der Schlacht und den Orgelton der tausenden Granaten gehört haben, die große Melodie vom Sterben und vom Kämpfen.

Der Gott im Graben läßt die Soldaten niemals los, und sie lassen nicht von ihm. Denn dieser Gott ist nicht der Gott der Strafe und der Rache, sondern der Gott des Guten und des guten und ehrlichen Kampfes. Von diesem Gott weiß der Soldat, daß er den Kampf allüberall in der Welt einsetzte, damit der Stärkste und Beste Sieger bleibt. Er weiß, daß der stärkste Baum, das stärkste Tier, wie der armselige Grashalm kämpfen und sich durchsetzen muß, damit die im Kampf bewährte mächtigste Kraft Früchte trage und Nachkommen zeuge. Nicht Gleichheit, sondern Ungleichheit ist das Wesen der gesamten Welt. Kampf und immer wieder Kampf ist nötig zur Auslese der Besten. Gott baut keine Gewächshäuser mit schwüler und weicher Luft für seine Geschöpfe, damit Sturm und Frost sie nicht berühre. In Sturm und Kampf wird alles Große geboren. Wenn auch die, die ohne Gott sind, meinen, man müsse den kampfloren Menschen schaffen oder, wie sie es als Händler sagen, den risikolosen Menschen.

Denn dieser „gute“ Kampf schafft das „Gute“. Nie sahen die Steinmauern einer Kirche oder eines Klosters soviel Opferfreudigkeit, soviel Uneigennützigkeit, soviel Liebe, Treue und Güte, wie jene Lehmwände zwischen Soldaten, kämpfend, wachend, hungernd, blutend standen, wie jener Graben: „Das größte Grab in der Geschichte der Menschheit.“

Dort wurden die ganzen „Guten“, die Ersten an Güte vergöttert, weil sie über irdisches Menschentum hinauszuwachsen schienen und ihre Güte im Kampf und im Helfen göttlich war. Dort zerbrach die Umwelt im Feuer der Granaten. Name, Rang und Stand fiel ab, übrig blieb: der Mensch, und vom Menschen blieb auch nur das, was „gut“ war, der Geist, ob sie nun tot oder lebend den Graben behaupteten. Dort war die Auslese. Dort war die Blutzugehörigkeit jener unbekanntten Helfer und Heiligen, deren treue Schultern mit feuchenden Lungen die schmerzgekrümmten Opfer der Schlacht durch das Sperrfeuer zurücktrugen, im Zerstörungfeuer Verschüttete ausgruben. Wer spricht heute noch von jenen Essenholern, Meldegängern, Leitungspatrouillen, deren Taten keiner fünden kann, weil keiner ihr Sterben sah?

Das war die Auslese der Besten, in Strömen von Blut und in Schmerzen geboren. Und doch kann niemals dieses Äußerste erreicht werden, sei es noch so „gut“: „Das, was ‚Gott‘ ist!“ Weil wir irdische Menschen sind und niemals vollendet, so lange wir auf dieser Erde wandeln.

In den Stabsquartieren, bei den Kommandobehörden saßen manche herum, die nannten sich auch Soldaten. Sie waren mit Orden „ausgezeichnet“. Sie hatten Karten und Meßtischblatt, Zirkel

und Feder in der Hand, ihre Röcke waren sauber und ihre Stiefeln glänzten. Ihren militärischen Rang und Wert bezeichneten ihre Achselstücke, das war der Wert ihrer Hirne. Auch bei ihnen stand die Pflicht, aber nicht der Tod und das Opfer des eigenen Lebens. Aber die Herzen wurden nicht immer gewogen.

„Im Felde da ist der Mann noch was wert,
da wird das Herz noch gewogen,
da tritt kein anderer für ihn ein,
auf sich selber steht er da ganz allein!“

So hatte unser nordischer Dichter Schiller gesungen. Von diesen Leuten waren so manche auf ihre Art auch im Felde, aber ihre Auslese nicht immer im Kampfe erfolgt und war nicht immer Auslese der Herzen. Ihre Güte hatte oft mit „gut“ und „Gott“ nichts zu tun. Es war die Güte der Vernunft und damit der Zweckmäßigkeit. Sie waren alle sehr tüchtig. Wer aber von ihnen um den großen Kampf wußte, um das, was sich im Graben als Kampf um die Auslese der Geister abspielte, nicht als eines militärischen Rechenexempels, nicht um Ruhm, Ehre oder Orden, dessen Herz war bei den Kämpfern im Graben, und er ging ihnen entgegen, wenn sie leiblich und seelisch zerbrochen aus dem Golgatha des Grabens in die Ruhequartiere heimkehrten, als sei diese Schar der Übriggebliebenen und Auserlesenen ein Zug von Heiligen, die die Marter überstanden hätten. Nur die Militärs, niemals aber Männer mit Soldatenherzen sahen in ihnen Nummern und Zahlen, rechneten die Truppe nicht nach dem Herzen, sondern nach Gewehren, schnauzten, schimpften und tadelten, denn sie meinten, jetzt müßten die Ausgemergelten erst einmal wieder gedrillt, geschnickt, gezwiebelt werden, denn sie seien ja keine Soldaten mehr. Ein Soldat mit Lehm an der Hose und einem nicht gepußten Koppelschloß sei eben kein richtiger Soldat. Sie wußten nichts von Herzen, weil sie selbst keines hatten, und nichts von Gott, denn sie waren nicht gut und hielten es dagegen für gut, gut zu essen und zu trinken, wohl auch fleißig zu arbeiten. Aber nur, um schnell vorwärts zu kommen und nicht dorthin gehen zu brauchen, wo Kampf war. Das waren die, die den Sieg nicht erringen konnten, weil sie die Herzen ihrer Leute nicht hatten, und die den Kampf aufgaben, als sie fürchten mußten, daß die Gewehre, mit denen sie einmal wie Zahlen gerechnet hatten, vom Teufel gepackt und umgedreht wurden, um sich auf die Reihen der eigenen Kämpfer zu richten.

Denn das vermeintliche Soldatentum des Militärs ist hohl und leer und nicht erfüllt vom Geiste derer, die kämpfen und ihr Blut opfern für eine heilige Sache, wie so viele Kämpfer es ihnen vorgelebt haben. — — — —

Wenn auch Soldaten ihren Gott in ihrem Herzen still und verschwiegen in sich tragen, so mußte doch einmal in diesem wehrlosen und darum ehrlosen Deutschland das Schweigen gebrochen und von der Sendung gesprochen werden, die wir Soldaten zu erfüllen haben:

Kein Friede und keine Freude, ehe nicht der Beste der Erste und Geehrteste geworden ist.

Der Kampf geht weiter. Der Kampf um die Zukunft. Um das gute und göttliche Erbe, das wir unseren Kindern hinterlassen wollen.

Die Auslese der Nation schafft kämpfend ein auserlesenes Volk.

Und dazu gebe uns der Gott der Schlachten in Krieg und Frieden:

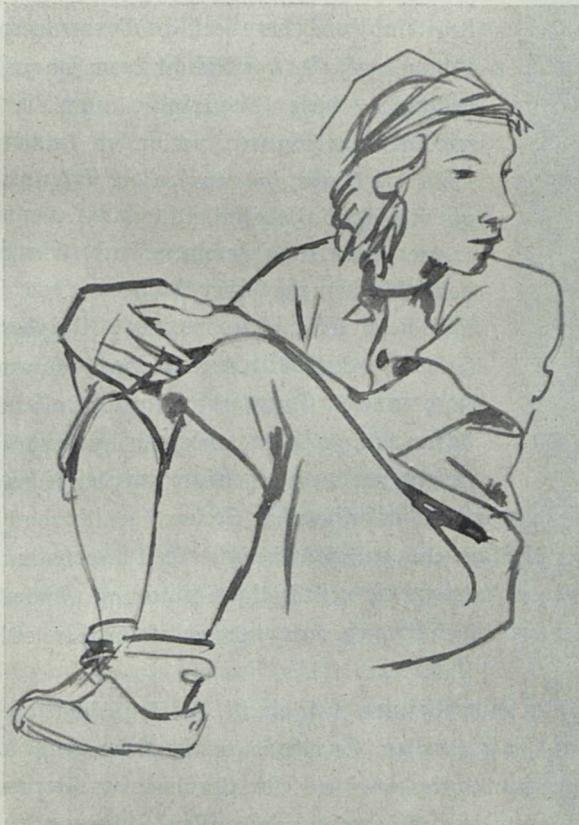
„ S o l d a t e n ! “

Ein deutscher Künstler erlebt das lateinische Rom

Von Joachim Karsch

Hier schreibt ein schlesischer Künstler, ein geborener Breslauer, sein italienisches Erlebnis nieder. Auch J. Karsch zog nach dem Süden, wie seit Jahrhunderten die deutschen Künstler, um in Italien Klärung von der deutschen Unruhe und Formenbedrängnis zu suchen. Und auch hier, wie bei Dürer und Goethe, vollzieht sich das Wunder der Wandlung. Die deutsche Wesensart fühlt sich nur um so stärker bestätigt, sie findet, was sie ergänzt und zu sich selber zurückführt. Ann. der Redaktion.

Seit Winkelmann und Goethe in Italien hellenistische Kunst neu entdeckten und als Klassizismus zur einzig wahren Kunstform erklärten, war es für einen deutschen Künstler unerlässlich, sich in Rom angesichts griechischer und römischer Kunstwerke die Erkenntnis der Form zu holen. Von da ab zogen unablässig deutsche Künstler nach Rom und machen sich oft genug den klassischen Geist so sehr zu eigen, daß man eine ganze Gruppe wie Marées, Feuerbach, Böcklin Deutsch-Römer nannte. Aus dieser alten Tradition heraus unterhält der deutsche Staat in Rom eine Akademie. Wenn nun heute ein deutscher Künstler diese ehrwürdige Stadt betritt, wird er es zunächst als die brennendste Frage empfinden, ob dieser Klassizismus noch irgendeine Beziehung hat zu unserer Gegenwart. Jedenfalls liegt darin für den deutschen Künstler eine ungeheure Wichtigkeit, in einem



Italienische Studie

Zeichnung von J. Karsch

mehrmonatlichen Aufenthalt diese Frage entscheiden zu können, auch wenn das Urteil im Gegensatz zu der Vergangenheit steht.

Wer in Rom vor Meisterwerken gestanden hat, deren Vollkommenheit fast erdrückend ist, der wird erst ermessen können, welche tiefe Überzeugung, welcher Mut zum eigenen Werk nötig ist, um diesen Werken volle Bewunderung zu zollen und zugleich zu erkennen, daß unsere, die deutsche Aufgabe eine völlig andere, ja eine entgegengesetzte ist. Er wird in Rom nach Dingen suchen, die dieser Aufgabe entgegenkommen und von gleicher Art sind wie sie. Eines Tages wird er sie entdecken und vor ihnen stehen als vor Werken, die geradezu das Suchen der deutschen Gegenwart in ihrem innersten Kern treffen.

Bevor ich diese nenne, möchte ich sagen, welche Aufgaben die Gegenwart deutschen Künstlern stellt und welche Antwort sie von ihnen fordert.

Es ist anzunehmen, daß jedem deutschen Künstler bewußt ist, daß es nicht darauf



Geschwisterpaar

Holzskulptur von J. Karsch

ankommt, ästhetisch schöne Dinge zu machen, die ohne Bezug zum gegenwärtigen Menschen, zu seinen Problemen und Kämpfen sind. Er wird sich bewußt werden, daß alle künstlerische Arbeit nur dem einen Zweck dienen kann, die Sehnsucht einer Gegenwart zu offenbaren und auf eine Erneuerung hinzuweisen, die das Ziel der gewaltigen Bewegung ist, die jeder Deutsche mit allen Sägern spürt.

Es ist kein Zufall, daß die Reformation auf deutschem Boden ihren Durchbruch fand. In Deutschland steigerte sich damals und heute am stärksten die Erkenntnis, daß die Welt der exakten Naturwissenschaft und des mechanischen Denkens mit ihrer Forderung, äußere Bedürfnisse ständig zu steigern, die Menschen in Irrtum und furchtbare seelische Verarmung führen muß. Da der Mensch dem Zwang unterlag, diese Bedürfnisse auch befriedigen zu können, verlor er immer mehr die Muße, die man zu der Erkenntnis braucht, daß es ihm nichts hilft, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele.

Bei dieser Erkenntnis verlagert sich der Inhalt der Welt erneut von außen nach innen. Es kam von nun an allein darauf an, zu sagen, und zwar immer inbrünstiger, immer heftiger und deutlicher

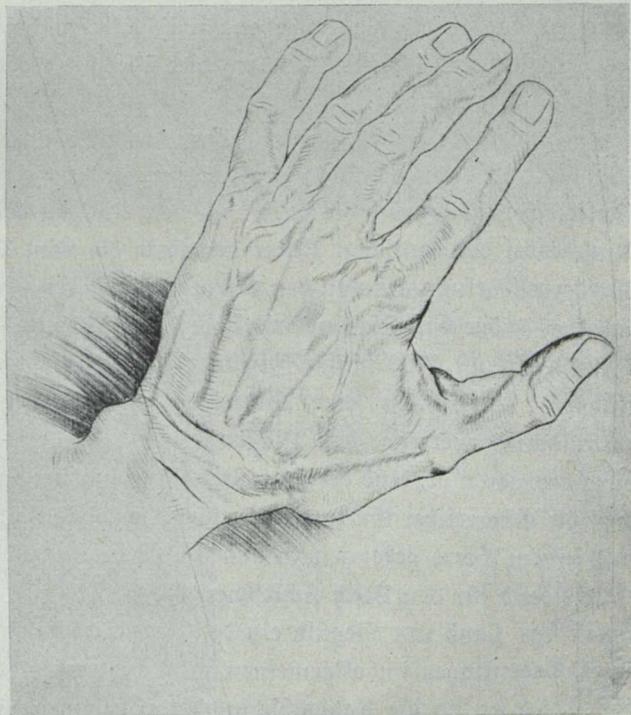
zu sagen, daß es unsere Aufgabe ist, unser Leben nach den Bedürfnissen der Seele und nicht nach denen des Körpers einzurichten. Wie weit bei dieser Umlagerung unsere technische Welt beibehalten werden kann oder muß, ist unwesentlich. Wichtig ist uns allein, daß die ständige Steigerung unserer äußeren Bedürfnisse als Sinn und Inhalt des Lebens abgelöst wird von einer radikalen Sinnesänderung.

So gesehen, wird der deutsche Künstler erkennen, daß es seine alleinige Aufgabe ist, Werke zu schaffen, die von dieser Verlagerung Zeugnis ablegen und auf sie hinweisen. Es wird nur auf diesen Inhalt des Werkes ankommen. Seine individuelle Hand wird unwichtig dabei sein. Die Qualität des Werkes wird die Aufrichtigkeit und Echtheit seiner Überzeugung sein. Daß er daneben allen Forderungen künstlerischer Gesetze meisterhaft entsprechen muß, versteht sich von selbst. Die neue Kunst kann nur

eine religiöse sein, womit nicht gesagt ist, daß sie religiöse Thematik haben muß. Hier liegt die ungeheure Schwierigkeit des gegenwärtigen Künstlers. Die religiöse Erneuerung, die wir fühlen, ist noch zu sehr Sehnsucht und Glaube, als daß sie schon eine Form haben könnte, die in real faßbaren Symbolen eine religiöse Thematik hergäbe. Wir können nicht wissen, in welchen Formen diese religiöse Erneuerung sich bilden wird, wir wissen nur, daß sie sich bildet. Der Künstler, besonders der Bildhauer, bedarf aber eines realen Vorganges, in dessen Darstellung sein religiöses Erlebnis sichtbar werden kann, wie die Schilderung des Leben Jesu oder der Heiligengeschichten. Wie weit diese ehrwürdigen christlichen Symbole einer Neuformung durch die gegenwärtige religiöse Sehnsucht und politische Erneuerung des ganzen Menschen sind, ist nicht zu sagen. Wichtig ist nur, daß Werke entstehen, die unablässig von dieser Sehnsucht Zeugnis ablegen und sie weithin sichtbar verkünden.

In diesem Zusammenhange tritt ein Problem auf, das mehrere Jahrhunderte lang verloren war. Da es sich nicht für uns junge Künstler um die Darstellung des Körpers in seiner Harmonie und Anmut im hellenistischen Sinne handelt, sondern um die Problematik des gegenwärtigen Menschen, in seiner religiösen Sehnsucht, ergibt sich, daß nur der heutige Mensch als künstlerisches Objekt das Gefäß sein kann, in dem diese Sehnsucht enthalten ist. So kommt die Plastik zu der für unmöglich gehaltenen Aufgabe, den Menschen in seiner gegenwärtigen modernen Kleidung darzustellen, d. h. nicht in naturalistischem Sinne darzustellen, sondern durch den Inhalt des Werkes so ins Plastische umzuwerten, daß sie zur Kunstform wird. In diesem Zusammenhang bemerkt man es wieder, daß vergangene Epochen nie etwas anderes getan haben. Riemenschneiders Figuren tragen auch die Kleidung ihrer Zeit sogar im modischen Sinne, wenn auch die Einzelheiten umgewertet und plastisch gelöst sind.

Wenn der deutsche Künstler mit dieser fast übermenschlichen Aufgabe beladen durch Italien wandert und die Trümmer so großer Vergangenheit sieht, dann wird er nach einiger Zeit mit Erschütterung erkennen, daß es eine Zeit gab, die ganz ähnlich der unseren war, daß eine Situation, die unserer heutigen deutschen Lage gleicht, vor vielen Jahrhunderten die Herzen der italienischen Bevölkerung bedrückte. Schon einmal verlagerte sich der Weltinhalt in Rom von außen nach innen. Schon einmal suchten wir Künstler jenseits des Menschen in seiner Körperlichkeit einen Ausdruck für eine religiöse Erneuerung, die in ihren Herzen drängte. Schon einmal wurde hier der nackte Körper unwichtig und in das



Die Hand des Künstlers

Zeichnung von J. Karsch

Gewand der Gegenwart gehüllt, um von dieser Erneuerung Zeugnis abzulegen. Ich spreche von dem Einbruch des Christentums in die antike Welt. Vor diese Werke tritt der deutsche Künstler mit Ergriffenheit und erkennt, daß sie zu ihm gehören. Zu ihm und zur deutschen Gegenwart. Er hat hier das Glück, nicht nur die Ausdrücke einer ersten Sehnsucht zu finden, sondern auch ihre volle, durch viele Jahrhunderte gereifte Form. Ich meine die großen Mosaiken in Rom, in St. Cecilia, St. Prassede, St. Maria Maggiore, St. Maria in Domnica und viele andere. Hier steht er vor einer Kunst, die über ihren religiösen Inhalt hinaus einer Form im hellenistischen Sinne nicht bedarf. Hier ist die Naturform nur gesehen als Symbol für den Inhalt.

Wie schwer ist es, sich von diesen Werken loszureißen, die nicht einmal Kunstwerke sein wollten. Wie schwer wird er diese erhabenen Werke letzter Erfüllung verlassen, da ihm nur zunächst eine Hindeutung gegeben ist.

Wenn er als Mitglied der deutschen Akademie in Rom diese Erkenntnis nach Deutschland mitbringt, wird er dem Staat danken, der trotz seiner Armut ihm die Gelegenheit bot, dies zu erleben. Jedenfalls wird er die Verpflichtung für sich ziehen, alle Kraft, allen Glauben einzusetzen, um Werke zu schaffen von jener religiösen Inbrunst, die Deutschland seine herrlichsten Zeugnisse seines Wesens gegeben hat.

Das Gebiet der Kaßbachschlacht

Zum Gedenken des 26. August 1813

von Curt Schumm

Im Norden von dem Urstromtal der Oder, im Westen und Südwesten vom Boberkaßbachgebirge begrenzt, lagert sich die Hochebene zwischen Goldberg—Jauer und Liegnitz als ein im Eindruck wechselvolles und schönes Wandergebiet über die niederschlesische Pforte, welche die Stadt Liegnitz seit alters her bewacht.

Es ist historischer Boden, dieses Gebiet, das die Kaßbachschlacht gesehen hat. Denn 1241 wurde bei Wahlstatt die Mongolenschlacht geschlagen, in der Heinrich der Zweite den Tod fand und mit seinen Rittern besiegt wurde, die aber doch den Rückzug der asiatischen Horden zur Folge hatte. Diese Ruhmestat der deutschen Ritter bewahrte die vom Westen vordringende mittelalterliche deutsche Wiederbesiedelung des von den Germanen während der vorhergehenden 700 Jahre fast entblößten Landes — das den Slaven Gastrechte gewährt hatte — vor einem schweren Rückschlage.

Am 15. August 1760 mußte Friedrich der Große inmitten der Dünenwälder und Hügel über der Kaßbach bei Panten seine Ansprüche auf Schlesien verteidigen, deren Rechtsgrund der Erbverbrüderungsvertrag des Piastenherzogs Friedrich II. mit dem Kurfürsten von Brandenburg gewesen war. Und der Alte Fritz tat es in einer Lage, die sein Geschick besiegelt zu haben schien, weil die Österreicher ihn so eingekreist hatten, daß sie „nur den Saß zuzuziehen brauchten, um ihn mit seinem Heere gefangen zu haben“. Sein Sieg bahnte ihm den Weg gegen Breslau und war entscheidend für den Besitz Schlesiens.

So ist das Land um Liegnitz ein deutsches Schicksalsland, und trotzdem man die 120. Wiederkehr eines Gedenktages im allgemeinen nicht heraushebt, ist in dem Jahre der nationalen Erhebung das Gedenken an die Kaßbachschlacht von besonderem Werte, weil sie die Ruhmestaten und den ersten großen Sieg der Befreiungskriege mit der nationalen Auferstehung der Gegenwart verbindet.



Die Hochfläche am rechten Meisseufer,
auf der der Kavalleriekampf tobte

Die „wütende Meisse“ bei Nieder-
Crayn mit der Brücke. Darunter die
furt, durch die die Franzosen gejagt
wurden.



Straße Bellwitzhof—Weinberg. An-
marschgelände der Brigade Mennier.
Von den Hügeln im Vordergrund
wurden die französischen Bataillone
mit Kolben und Bajonett vertrieben.

Aufnahmen C. Schumm

**Rokokosaal im Schloß Nieder-Crayn,
 Marschall Macdonalds Hauptquartier
 Aus Wut über den plötzlichen Rückzug
 zertrümmerten die Franzosen den links
 sichtbaren Spiegel.**



Aufn. C. Schumm

Das Gebiet der Kaßbachschlacht ist von einer Reihe von tief eingerissenen Bächen durchschnitten, die kein strategisches Hindernis bilden, sofern sie Normal-Wasserstand haben. Die Kaßbach ist von ihnen als Nebenfluß der Oder der Hauptwasserlauf des Gebietes. Sie und der Bober bildeten für den Rückzug der Franzosen schwere Hindernisse, die den Siegeserfolg ausweiteten. Aber geschlagen ist die Kaßbachschlacht an der wütenden Neiße geworden, und die anderslautende Bezeichnung ist auf den Befehl Blüchers zurückzuführen, der den Russen ihre „Wacht an der Kaßbach“, mit welcher sie einen drohenden Flankenangriff der Franzosen unmöglich machten, vergelten wollte.

Die wütende Neiße führte in dem regenreichen Jahr 1813 infolge eines tagelangen Regenwetters bereits Hochwasser, als das Zentrum der französischen Boberarmee am Mittag des 26. August 1813 mit dem Kavalleriekorps Sebastiani und sechs Bataillionen die Talhänge über den Dörfern Nieder-Crayn und Weinberg erstieg und — auf der Hochfläche angelangt — keinen Gegner sah. In dem durch sanfte Mulden durchzogenen Ackerlande zwischen Eichholz und Bellwiskhof stand das preußische Korps York zum Angriff bereit. Den rechten Flügel der Verbündeten befehligte, ebenfalls in gedeckter Stellung, der russische General Sacken, dessen Korps zwischen Christianshöhe und Eichholz—Hochkirch stand. Blücher als Oberbefehlshaber der Armee führte den Plan aus, soviel Franzosen auf die Hochfläche zu lassen, als man schlagen konnte. In fünfstündigen schweren Kämpfen wurden die Franzosen über die Talhänge zurückgeworfen und standen nun im Grunde der wütenden Neiße vor einem seeartig ausgeferten breiten Strom, der ihnen Verluste auch durch Ertrinken brachte.

Lebhafte Anteil an diesem Sieg auf der Hochfläche hatte General Baron von Sacken gehabt, der gleichzeitig mit dem Frontangriff Yorks sich auf die Flanke der Franzosen stürzte. Entschieden wurde die Schlacht zu Gunsten der Verbündeten als auf dem linken Neißeufer das russische Korps des linken Flügels unter General Graf Langeron, das seine Stellung allmählich vor einem Angriff der zahlenmäßig überlegenen Franzosen immer mehr gegen Jauer verlegt hatte, mit Unterstützung durch Teile des preußischen Korps York zum Angriff vorging und den französischen Marschall Macdonald so zurückdrängte, daß dieser den Rückzug teilweise bereits in der folgenden Nacht in der Richtung gegen Goldberg vollziehen ließ. Der Regen setzte sich bis zum 29. des Monats August fort, und in den mehrtägigen Verfolgungskämpfen wurde der Sieg der Verbündeten vollendet, der den

Franzosen 30 000 Mann Verluste kostete, während im gleichen Zeitraum die verbündete Hauptarmee bei Dresden durch Napoleon eine Niederlage erlitten hatte.

Eine Wanderung von Siegnitz über die dicken Eichen, an deren Talau die Brücke von Nieder-Crayn über die Wütende Neiße sich anschließt, führt zu dem dortigen Schlosse, das als Hauptquartier des französischen Marschalls Macdonalds ausersehen war und gegenwärtig noch einen prächtigen Innenraum aus der Rokokozeit enthält. Von da aus ersteigt man die bewaldeten Steilhänge des Neißeufers auf der Straße, welche durch Weinberg nach Bellwitzhof führt, durchquert am Kreuz- und Kuhberg den Schauplatz des Kampfbeginns auf der Hochfläche und erblickt von der Höhe das alte Siedlungsgebiet der Zisterzienser um Schlaup, das über einem S-Bogen der Wütenden Neiße liegt, und vom Mönchswald überragt wird, von dem ein Basaltriegel bis in die Gegend von Bremberg hinüberreicht. Baumgruppen von alten Kiefern, welche in den diluvialen Kiesen sich angesiedelt haben, gestatten Durchblicke über die Hochfläche zu dem Bergzug Heßberg-Hochberg des Bober-Katzbach-Gebirges, der mit prächtigem Hochwald bestanden und seit der Säfularisierung aus dem Besitz des Klosters Leubus zum Staatseigentum geworden ist.

Am Nordhang der Höheebene bei Hochkirch, sieben Kilometer südlich von Siegnitz, schweift der Blick von den Zinnen des einst als Bergfried benutzten Turmes der Grenzkirche weit über das grüne Tal, in dem mit roten Dächern und einer schönen Turmsilhouette Siegnitz liegt, während nach Süden und Südwesten die Sudeten vom Zobten über die Hohe Eule und die Schneekoppe bis zum Isergebirge den Horizont schließen. Am Ostrand des Schlachtfeldes liegt der herrliche, ausgedehnte Park des Schlosses Eichholz, das von altersher eine Wasserburg war, und heute noch mit seinem Wallgraben, den weiten Wiesenflächen und alten Bäumen ein Idyll aus der Romantik Eichendorffs erhalten hat.

Deutsche Arbeit hat vor 700 Jahren weite Waldgebiete erschlossen, das einst die nun fruchtbaren Gluren bedeckte, und deutsche Heldentat hat auf diesem Schicksalsboden die Größe des deutschen Vaterlandes erstreiten helfen.

Aufgabe und Ziele der Deutschen Oper, Breslau

Von Intendant Carl Schmidt-Welden

Ein Theater zu führen, ist heute eine größere Aufgabe denn je. Sind wir uns doch wieder bewußt geworden, in welcher großen kulturpolitischen Rahmen das deutsche Theaterleben wieder einzugliedern ist.

Man muß als Vorbedingung dieser neuen Kulturanschauung begreifen, was die nationalsozialistische Idee im wesentlichen bedeutet. „Wir wollen“, so erklärte seinerzeit Minister Rust, „die Kunst nicht in spanische Stiefel stecken. Wir sind gekommen, um einer Fremdherrschaft auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet ein Ende zu setzen, damit die Urkräfte des völkischen Menschen sich wieder frei betätigen können.“

Wie alles, so ist auch die Kunst dem ewigen Kreislauf angeschlossen. Sie beginnt im Elementaren und gipfelt im vollendeten Ethos. Es existiert das Große nur durch das Kleine und umgekehrt, und das Geistige nur durch die Möglichkeit des Technischen.

Dieses Technische nimmt bei jedem Kunstinstitut einen gewichtigen Platz ein. Zum ersten heißt es: materielle Basis, ohne die alle kulturellen und kulturpolitischen Ziele unausführbare Illusion bleiben müssen. Zum zweiten heißt es: ein ausgewähltes, verlässliches und pflichtbewusstes Personal. Und es bedeutet zum dritten jenes ewige Wechselspiel zwischen Absicht, Ausführung und Publikum, das zu den unberechenbarsten Dingen allen Theaterspiels überhaupt gehört.

Denn wir wissen, daß wir die neue Kunstgestaltung dem Publikum nicht aufzwingen können. Wir sind ja nur Vermittler, vermittelnde Gestalter. Aber wir wollen dem deutschen Menschen seine Kunst wieder nahebringen. In diesem Bestreben allerdings muß und wird ganze Arbeit geleistet werden. Nicht Starrheit, sondern Biegsamkeit, nicht Staub, sondern das Leben in mancherlei Gestalt soll auf der Bühne sein. Nur was dem Heute etwas zu sagen hat, was volkhafte, blutvolle Werte besitzt — nur das werden wir spielen.

Hier wird vor allem das erzieherische Moment einer Theaterführung einzusetzen haben. Genau wie auf der Bühne innerhalb einer Spielzeit sich eine sich mehr und mehr schließende stilistische Einheit herausbildet, so wird das Publikum zu größeren Werken und künstlerischem Interesse hingeführt werden müssen. Durch leichte, gefälligere Werke, vor allem durch unsere schlichte volkhafte Märchen- und Spieloper, wird es Ohr und Geist geschult erhalten, um sich hinfinden zu können zu den großen Werken des Opernschaffens, vor allem zu dem gigantischen Musikethos Richard Wagners. Nur so ist die Wiedergeburt der deutschen Kunst, wie in allen ihren Teilen so auch hier, nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat zu schaffen, nur so wird uns die erste und letzte Aufgabe aller und jeder Kunst ermöglicht: dem Volk in gutem, wahrhaftigen und aufbauenden Sinne zu dienen.

Bei diesem Kampf um das Theater und um die Rechte und Berechtigung des Theaters als exponiertester Kulturfaktor spielt die Jugend eine führende Rolle. Unsere Jugend, deren Väter einst in Schule und Haus bewußt jene Musik übten, die das gerade dem deutschen Menschen in besonderem Maß geschenkte Harmonieempfinden auch in das tägliche Leben hineinklingen ließen. In der Jugend Schoß liegt die Quelle und der Ursprung neuen Feuers — und nichts entzündet dieses Feuer der Jugend besser als die glutvolle Fackel der Musik. Die Mauern müssen niedergerissen werden, die man zwischen Volk und Kunst künstlich und zum Hohn aller Naturgesetze errichtete. Zu diesem Niederreißen aber brauchen wir die stürmische bezwingende Kraft der Jugend. Wenn wir die Jugend haben, dann haben wir das Volk.

Es geht um nicht mehr und nicht weniger, als die unsterblichen Kräfte des Theaters im allgemeinen und der Oper im besonderen zu neuen Aufgaben, neuen Zielen und neuem Schaffen auf geläuterter und weltanschaulich begründeter Grundlage zu sammeln, um mit der Erstrebung einer größeren Zukunft den rechten und wirklichen Weg zu ihr zu gestalten. Jenen Weg der tatsächlichen Kunst, die immer und ewig nur Volkskunst ist und sein wird nach jenem geforderten und berechtigten Satz: „Die deutsche Kunst dem deutschen Arbeiter der Stirn und der Faust.“

Wie danach in der praktischen Arbeit unser Spielplan aussehen wird, ergibt sich aus diesen grundlegenden Betrachtungen von selbst: an erster und bestimmender Stelle steht der Name Richard Wagner. An ihm und seinem Werk, das er uns allen — als dem deutschen Volke — schenkte, muß wieder gutgemacht werden, was versäumt und verbrochen wurde. Das neue Jahr soll in seinem Zeichen stehen. Und sein Gesamtwerk von der Erstaufführung des „Liebesverbots“ an-

gefangen bis zum ungeheuren Aufstieg eines „Tristan“ und „Parsifal“ in wahrer und würdiger Form soll gereinigt von allen und jeden experimentellen Verzerrungen und Entstellungen wieder neu erstehen. Hier wartet eine Arbeit und eine Aufgabe, die wir mit allen Kräften und allem Können bis zum Todestage des Meisters am 13. Februar 1934 lösen wollen. Richard Wagner-Festspiele mit allerersten Gästen sollen Ende Mai dieses Werk krönen.

Die größten lebenden Meister, Richard Strauß und Hans Pfitzner, werden ebenfalls durch Reihenaufführungen ihrer Werke geehrt werden, in die sich die Erstaufführungen von Strauß' „Arabella“ und Pfitzners „Rose vom Liebesgarten“ einschalten. Ähnliches ist mit einem Mozart-Zyklus geplant und auch die ach so vernachlässigte Spiel- und deutsche Volksoper, vor allem die Lorzingische, soll eine würdige Wiedererstehung feiern.

Neben zahlreichen Erstaufführungen (u. a. Siegfried Wagners „Hütchen“, Glucks „Pilger von Mekka“, Verdis „Don Carlos“), wird auch die im Schloß zu inszenierende Kammeroper alten Bühnenwerken zu ihrem Recht verhelfen. Hiller, Dittersdorf, Schubert werden dort mit selten aufgeführten Werken zu hören sein.

Erwähnen wir noch die Pflege der Ballettkunst (u. a. Strauß' „Josephslegende“) und die der klassischen Operette (u. a. „Don Cesar“, „Obersteiger“, „Mitado“), ebenso die Planung großer Volksaufführungen in der Jahrhunderthalle zu ganz billigen Eintrittspreisen, so glauben wir erhärtet zu haben, wie sehr wir uns des Begriffes einer Deutschen Oper und des Strebens nach einer Volksoper bewußt sind.

Gewiß werden sich im Lauf der Arbeit zwangsläufig Änderungen und neue Entschlüsse ergeben, doch werden sie das hier entworfene Gesamtbild in seinem Grundcharakter nicht beeinflussen. Wir, und gerade wir hier im bedrängten Osten, werden an der Neugestaltung der deutschen Oper arbeiten und schaffen mit allen Kräften und mit dem Einsatz unserer ganzen Person. Die Erfolge, die schon jetzt nach wenigen Monaten zu buchen sind und die in materieller Hinsicht in ihrer Besserung im ganzen Reich einzig dastehen, sollen uns nur Anlaß und Ansporn zu noch stärkerer und noch intensiverer Arbeit sein. Was deutsche Künstler dem deutschen Opernschaffen schuldig sind — man wird es einlösen.

Der Bau der deutschen Volksoper soll als Bollwerk des kulturellen Deutschlandens erstehen — allen Feinden und Neidern und Widerständen zum Trotz.

Dessen kann unsere schlesische Heimat gewiß sein.

Hitlerjugend und Wanderbewegung

**Ein Bericht über die Tagung des Gaues Schlesien im Reichsverband für Deutsche Jugendherbergen
von Herbert Bahlinger**

Die Fahne der Hitlerjugend weht über allen deutschen Jugendherbergen. Sie verkündet für alle Zukunft den Sieg der Freiheitsbewegung, die Eroberung des Staates durch die Jugend, der Jugend durch den neuen Staat.

Am ersten Augustsonntag tagte zum ersten Mal seit der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus der Gau Schlesien im Reichsverband für deutsche Jugendherbergen in Breslau. Es war eine schlesische Tagung, die vielleicht die wichtigste Wendung im deutschen Jugendherbergswesen ein-

leitete. Im Laufe der letzten zwanzig Jahre ist im ganzen Reich tüchtige Pionierarbeit geleistet worden. Die Jugendherbergsorte vermehrten sich von 80 auf über Zweitausend, die Übernachtungen von dreitausend auf über vier Millionen, die Zahl der Ortsgruppen stieg von Null auf über tausend, die der Mitglieder auf 130000. Aber gerade diese Mitgliedszahl ist noch immer sehr gering, wenn sich jeder Einzelne die Größe der Aufgabe, die Wichtigkeit des Ziels, die Bedeutung der zu leistenden Arbeit vor Augen hält. Die Sammlung des deutschen Jugendherbergsverbandes unter der Fahne der Hitlerjugend wird in viel stärkerem Maße als früher dieses notwendige Lebenswerk für die Jugend allen deutschen Volksgenossen zur Anschauung bringen müssen.

Eine stimmungsvolle Morgenfeier auf dem schönen Wiesengelände des Jugendheims „Sonnenland“ eröffnete die Haupttagung des Gaues Mittelschlesien, der von nun an die beiden Gaue Mittel- und Niederschlesien umfaßt und seinen zentralen Sitz in Breslau gewählt hat. Die straffere Durchorganisation und stärkere Zusammenfassung ist damit vorbereitet. Etwas von diesem neuen Geist des erwachenden Deutschlands wurde spürbar, als eine Gefolgschaft der Hitlerjugend unter den wuchtigen Klängen einer SS.-Kapelle einmarschierte. Die feierliche Hisung der Hitlerjugendfahne war ein Treugelöbnis zu Führertum, Sozialismus und Pflichterfüllung.

Die Kirchenglocken läuteten den Sonntagsgottesdienst ein, da ertönten aus vielen Stimmen wie aus einem Munde die herrlichen Worte Werner Altendorfs:

Und wir recken zum Himmel die Hand,
Und es gellt als ein Schwur durch das Land unser Schrei:
Wir tragen Hunger und Schmerzen, die hemmen nicht unsern Schritt,
Wir tragen in hämmernden Herzen den Glauben an Deutschland mit!

Gauführer Kurt Scheerschmidt sprach zu den aus ganz Schlesien zusammengekommenen Ortsgruppenführern und Herbergseltern.

Die Hitlerjugend hat ihr junges Blut für ein besseres Deutschland geopfert. Dieser Einsatz und hingebungsvolle Kampf gibt ihr nun auch das Recht, die Machtübernahme über das Jugendherbergswesen zu vollziehen. Diese Jugendherbergen werden sich von nun an nicht damit bescheiden, nur billige Gelegenheiten der Übernachtung zu sein. Sie müssen zu den wichtigsten Erziehungsstätten der neuen Jugend gemacht werden. Hier muß der neue nationale Geist, die soziale Gesinnung, die Liebe zur Heimat und zum Volkstum gepflegt werden. Die HJ.-Fahne wehe zum Zeichen dafür über jedem Jugendheime, daß der marxistische Spud für alle Ewigkeit verbannt ist.

Im Saale des städtischen Jugendheims, dieses idyllischen alten Turnhallenbaues auf der Matthiasfunst, eröffnete anschließend Stabsleiter Kroll die offizielle Tagung. Der Ehrenvorsitzende des Gaues, Landesrat von Stutterheim, ermahnte zur Selbstdisziplin und Selbsterziehung. Nur als vorbildlicher Helfer und Mitstreiter um das neue Deutschland könne sich der Einzelne die nötige Autorität bei dieser kämpferischen Jugend sichern.

Deswegen gelte es mit regem Herzen und mit ganzer Seele für die neue Zeit Partei zu ergreifen.

Regierungsdirektor Delhaes-Breslau übermittelte die herzlichsten Wünsche für die Zukunft im Namen der Regierung. Vor allem sicherte er der Jugendherbergs-Bewegung, welche der jungen Generation wieder die zentralen Begriffe von Natur, Heimat und Vaterland einimpfen werde, im Rahmen des Erreichbaren volle Unterstützung zu.

Grundlegende Gedanken über die neue Jugendherbergsarbeit im Sinne des Nationalsozialismus entwickelte der aus Berlin herübergekommene Kommissar des Jugendführers des deutschen Reiches Rodaß.

Jeder weiß, daß in den ungeheuren Steinwüsten der großen Industriestädte der Marxismus jeder Särbung seinen eigentlichen Nährboden fand. Die Parole muß lauten: Hinaus mit der deutschen Jugend in die freie Natur. Bringt sie zurück zur deutschen Scholle, zum Boden unseres Daseins, zu den Kräften unseres Wachstums! Die Wanderbewegung wird die Jugend auch wieder erdverbunden machen. Die Jugendherbergsbewegung spielt dabei eine entscheidende Rolle. Deswegen war es eine Pflicht der deutschen Jugendführung, hier eine revolutionäre Neugestaltung vorzunehmen. Ein neues Jugendherbergsgesetz ist eingebracht, das in allernächster Zeit zur Annahme kommen wird. Es wird das Jugendherbergswerk in engster Verbundenheit mit der Hitlerjugend stehen. Die wandernde Jugend soll gesunde und schöne Unterkunftsstätten vorfinden, die sie hinauslocken aus den Städten und ihnen ein gesundes Gemeinschaftsleben ermöglichen. Die Herbergseltern sollen bewußte Erzieher der deutschen Jugend werden. Wir kämpfen an der vordersten Spitze! Wir entwerfen unsere Pläne auf weiteste Sicht. Das Geschlecht, das wir bilden, wird in zwanzig Jahren Deutschland beherrschen! Die Gaue, die Ortsgruppen müssen unermüdliche Aufklärungsarbeit leisten. Das Jugendherbergswerk muß eine nationale Volksbewegung werden. Die großzügige Arbeitsteilung der Reichs- und Gauführung entlastet den Einzelnen und intensiviert die gesamte Arbeit. Vom 1. Oktober an wird ein neuer propagandistischer Strom die Provinzen überfluten! Der Ostgrenze wird die Reichsleitung ihr besonderes Interesse zuwenden. In Scharen soll die Jugend aus dem Reich nach dem Osten kommen und soll sich mit eigenen Augen davon überzeugen wie hier gute Deutsche eine treue Grenzwacht halten.

Anschließend erörterte der Gauführer Schlesiens Kurt Scheerschmidt entscheidende Organisationsfragen des schlesischen Jugendherbergsverbandes. Von nun an, führte er aus, gehören die deutschen Jugendherbergen der deutschen Jugend. Es muß der Ehrgeiz aller Ortsgruppen sein, die Mitgliedschaft so in die Höhe zu treiben, daß eines Tages das ideale Ziel erreicht wird, die wandernde Jugend unentgeltlich in ihren Heimen unterzubringen. Denn die jetzigen Gebühren bedeuten für viele noch immer eine unerschwingliche Belastung. Ortsgruppen, die nicht mindestens zwanzig Mitglieder aufweisen, können nur als Stützpunkte gelten. Um eine bessere Bearbeitung der einzelnen Kreise zu erreichen, wird eine neue Gebietsverteilung stattfinden. Ortsgruppenführer, die sich besonders verdient gemacht haben, werden durch die Gebietsführung Schlesiens in der Hitlerjugend Aufnahme finden und damit das Braunhemd als Ehrenkleid tragen dürfen. Der nationalsozialistische Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ muß dahin führen, daß die kapitalkräftigeren Ortsgruppen den notleidenden Herbergen zu Hilfe kommen. Neubauten werden nur durchgeführt werden, wenn auch die kleinste Herberge ihre Schäden ausgebessert hat. Es wird unser Ziel sein, sämtliche Herbergen unter die einheitliche Führung des Gaues zu bringen und den Ortsgruppen jeweils die Patenschaften zu übergeben.

Viel mehr als bisher muß der heimatische Stil in der Bauweise unserer Heime betont werden. Die schlesische Landschaft verlangt ein schlesisches Haus und nicht einen internationalen Hotelstil. Da den Herbergseltern ganz neue Aufgaben zuwachsen, werden Schulungskurse für sie durchgeführt werden.

Mit den Worten „Alles für Deutschlands Jugend, Adolf Hitler die Treue“, wurden die anwesenden Ortsgruppenführer auf die älteste schlesische Fahne der HJ. vereidigt.

Der Nachmittag galt dann interner Arbeit. Nicht nur einzelne Vorgänge der Herbergspraxis auch späteren Möglichkeiten einer erhöhten Werbung wurden erörtert, bei der Film und Rundfunk eingesetzt werden sollen. Vor allem kam zum Ausdruck, daß die Jugendherbergsheime die natürlichsten Sammelpunkte für echte volkskundliche Belehrung und Anschauung sind. Bei einem richtigen Einfaß werden sie in viel stärkerem Maße als bisher den Reichtum Deutschlands erschließen und ein lebendiger Mittler sein zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West. Der Mensch liebt nur was er kennt. Die Jugendherbergsheime sollen dieser wissenden Liebe um Deutschland dienen. Dann wird die neue Jugend im rechten Geiste heranwachsen und sich mit den Worten C. S. Meyers zur deutschen Zukunft bekennen können: „Wenn andere welken, werden wir ein Staat“.

Rundschau

Der neue Breslauer Generalintendant

Mit Wirkung vom 1. September 1933 ist der bisherige Wiesbadener Intendant Berg-Ehlert zum Generalintendanten in Breslau ernannt worden, und damit hat eine Frage ihre endgültige Klärung gefunden, die seit vielen Wochen Gegenstand eingehender Verhandlungen zwischen dem Preußischen Theaterausschuß und den in Frage kommenden Breslauer Stellen war. Man muß sich, um die Bedeutung dieser Ernennung verstehen zu können, noch einmal ins Gedächtnis zurückerufen, daß nirgends im ganzen Reich die Theaterverhältnisse nach der nationalen Revolution so rasch geklärt werden konnten wie in Breslau. Die Deutsche Bühne und ihre Kammerspiele hatten hier ja schon alle praktische Vorarbeit geleistet, so daß es nach dem Zusammenbruch der „Vereinigten Theater“ selbstverständlich war, wer das Erbe anzutreten hatte bzw. in neuem Geiste das zukünftige Theaterleben Breslaus leiten sollte. In dem neuen Intendanten des Breslauer Stadttheaters, Schmidt-Belden, und dem ehemaligen Leiter der Kammerspiele der Deutschen Bühne, Schauspieldirektor Bäuerle, hatten Oper und Schauspiel Führer bekommen, zu denen die gesamte Breslauer Bevölkerung das Vertrauen hat, daß sie die Breslauer Kunstinstitute zu neuen Höhen führen werden. Dazu kam, daß Bürgermeister Schönwälder Theaterdezernent wurde — ein Mann, der sich schon um die „Deutsche Bühne“ größte Verdienste erworben hatte und in dem sich ein außerordentliches Organisationstalent mit größter Liebe zur Kunst und gesundem Urteil vereinigt. So ging man in Breslau schon an die Arbeit, als im übrigen Deutschland noch vielfach nach neuen Wegen und nach neuen Männern gesucht wurde. Grundlegende organisatorische Arbeiten wurden geleistet, Engagements abgeschlossen, die Spielpläne für das kommende Jahr festgelegt. Inzwischen hatte es sich aber als notwendig erwiesen, in Preußen durch Bildung des Preußischen Theaterausschusses regelnd in die mancherorts ziemlich verworrenen Theaterverhältnisse einzugreifen, und Ministerpräsident Göring selbst, dessen Verständnis für alle Theaterfragen bekannt ist, behielt sich die Bestätigung der Intendanten

vor. Damit wurde natürlich auch die letzte Entscheidung über die schon erfolgte Regelung in Breslau nach Berlin verlegt.

Zunächst überraschend kam vor einigen Wochen aus Berlin die Nachricht, daß in Zukunft ein Generalintendant die Leitung der Breslauer Theater übernehmen sollte und daß der bisherige Mannheimer Intendant Maisch für diesen Posten vorgeschlagen worden sei. Von Breslau aus wurde gegen diese Lösung eingewandt, daß eine Zusammenarbeit mit dem Vorgeschlagenen aus besonderen Gründen, die hier nicht näher erörtert werden sollen, sehr schwierig sein würde und daß nach Breslauer Auffassung eine Generalintendantanz in Breslau überhaupt überflüssig sei. In der Tat waren ja schon sämtliche Vorarbeiten für das kommende Spieljahr abgeschlossen, so daß für einen Generalintendanten kaum die Möglichkeit einer wirklich einschneidenden Betätigung gegeben schien, ohne daß die verantwortungsbewusste Arbeit des Intendanten und des Schauspielers unverdienterweise beeinträchtigt und bereits bestehende Verträge gefährdet würden. Durch das Zusammentreffen von provinziellen, städtischen und privaten Interessen ergibt sich zudem eine sehr verwickelte Rechtslage, die nicht ohne weiteres zu klären war.

Inzwischen ist in zahlreichen Aussprachen diese Klärung in vollem Maße erfolgt. An dem Vorschlag Maisch wurde nicht festgehalten, was von jedem Kenner der Zusammenhänge dankbar begrüßt worden ist. Dagegen hat Ministerpräsident Göring den bisherigen Wiesbadener Intendanten mit der Breslauer Theaterintendantanz betraut, wobei zum Ausdruck gebracht wurde, daß durch die Schaffung einer Generalintendantanz lediglich die besondere Bedeutung der Breslauer Theaterintendanten betont werden solle. Berg-Ehlert geht der Ruf eines Theaterfachmannes von besonderem künstlerischen Rang voraus, und seine Berufung bedeutet eine Unterstreichung der Tatsache, daß man die Bedeutung der Breslauer Theater heute in Berlin ganz anders würdigt, als es unter allen früheren Regierungen jemals der Fall gewesen ist.

Heimatschutz tut not! — Im Grenzlande erst recht!

Seit seiner Gründung ist der Schlesiſche Bund für Heimatschutz eingetreten für heimische Art und Kunst, und vielen Widerständen zum Troß hat er unter oft schwierigen Verhältnissen in den Jahren des Zusammenbruchs und mit den geringsten Mitteln in deutscher Notzeit seine umfangreiche Wirksamkeit in unserer schlesiſchen Grenzprovinz ausgeübt. Der Beratung und Förderung in den Fragen der heimatischen Denkmalpflege, der Bauberatung, des Naturschutzes, der Friedhofspflege, der Errichtung von Kriegerehrungen gilt seine Arbeit.

Auf das freudigste begrüßt der Schlesiſche Bund für Heimatschutz die lebendige Bewegung, die unser deutsches Volk erfaßt hat, und die den Gedanken der Wahrung und Pflege, der Wertschätzung und der Neuschaffung echten Heimatgutes in allen Kreisen zielbestimmend herausgehoben hat. Dankbar nehmen wir die Versicherungen der Unterstützung aller Heimatarbeit auf, die der Herr Oberpräsident Helmuth Brüchner in treuer Verbundenheit mit dem schlesiſchen Lande gegeben hat und verantwortungsbewußt verwirklicht.

Die Führung des Deutschen Bund Heimatschutz, dem zusammen mit den übrigen deutschen Landesvereinen der Schlesiſche Bund für Heimatschutz angehört, hat jetzt der Erste Vizepräsident des Preußischen Landtages und Landeshauptmann der Rheinprovinz Pg. Heinz Haake übernommen, der sich mit nachfolgendem Aufruf an die gesamte deutsche Öffentlichkeit wendet. Aus vollem Herzen stimmt der Schlesiſche Bund für Heimatschutz diesen Ausführungen zu in der festen Zuversicht, daß sie auch in Schlesiſien wärmsten Widerhall finden werden:

„Heimatschutz“

Heimatschutz im höchsten Sinne war der Kampf der Frontsoldaten im Weltkrieg. Aber nicht

allein mit der Waffe sollen wir die Heimat, unser höchstes Gut, schirmen. Ihre natürlich gewachsene und geschichtlich gewordene Eigenart ist zu erhalten, vor Raubbau und Verunstaltung zu bewahren; das neu zu Schaffende ist organisch dem Heimatbild einzugliedern und zu entwickeln; der deutsche Mensch muß wieder mit allen Fasern dem Heimatboden verwurzelt werden.

Die seit dreißig Jahren bestehende Heimatschutzbewegung kämpfte von jeher für solche Gedanken. Sie konnte sich aber in einer Zeit des Internationalismus und Materialismus nicht entfalten, wurde vielmehr als weltfremd belächelt oder allenfalls geduldet. Tatsächlich aber ist Heimatschutz, der Ehrfurcht vor dem Erbe bekundet und zugleich neues Werden begreift, unentbehrlich, ist Heimatpflege eine deutsche Lebensnotwendigkeit.

Dieses Bestreben liegt im Rahmen der heutigen nationalen Aufgaben. Es deckt sich mit den hohen Zielen des Führers.

Ich werde alles daran setzen, solchen echten deutschen Heimatschutz zu fördern.

Deutsche Männer und Frauen! Deutsche Jugend! Helft mir dabei zum Wohle unseres geliebten Vaterlandes! gez. Heinr. Haake.

Aus dem schlesiſchen Kulturleben

Dem schlesiſchen Dichter Hermann Stehr ist der Goethepreis der Stadt Frankfurt a. M. verliehen worden.

Schrifttum

Gerhard Friede: Die Bildlichkeit in der Dichtung des Andreas Gryphius. (Neue Forschung, Arbeiten zur Geistesgeschichte der germanischen und romanischen Völker, Bd. 17.) Berlin, Junfer u. Dünnhaupt, 1933. 273 S. 10 RM.

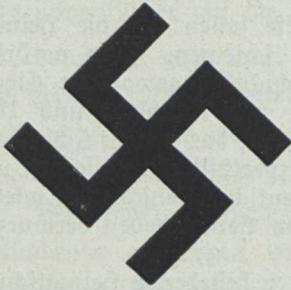
In der immer mehr anschwellenden Literatur über die sogenannte Barockdichtung wird dieses Buch voraussichtlich eine entscheidende Stellung einnehmen. Es greift entschlossen und mit den Mitteln sorgfältiger und genauer philologischer Untersuchung eine der wesentlichsten Fragen der Barockdichtung auf, die Bildlichkeit des Ausdrucks, und fördert scharfsinnig und, wie mir scheint, unwiderleglich eine Reihe von neuen Gesichtspunkten und Tatsachen zutage, die geeignet sind, das bisherige ziemlich allgemeine, keineswegs scharf umrissene Bild der poetischen Technik dieser Kunstrichtung zu klären. Mit Recht hat der Verfasser die sämtlichen lyrischen und dramatischen Werke des hervorragendsten und Begabtesten der großen alten Schlesiſer, des A. Gryphius, zum Gegenstande seiner Arbeit gewählt. Eine kleine Sonderabhandlung würdigt sehr geschickt und aufschlußreich die bisher noch gänzlich mißachtete rhetorische Prosa der Zeit; als Beispiel dienen die „Leichabhandlungen“ des Gryphius. Von besonderer Bedeutung ist der Nachweis, daß der Barockdichter und

seine Kunst völlig unpersönlich, sachlich, objektiv eingestellt sind; was der späteren Zeit als das Wesentlichste galt, das persönliche, individuelle Gefühl sprechen zu lassen, liegt dieser Kunst noch ganz fern. H. J.

Kurt Hielscher: Dänemark, Schweden, Norwegen.

Landschaft, Baukunst, Volksleben. Mit Geleitworten von Karin Michaelis, Selma Lagerlöf und Sigrid Undset. Leipzig, S. A. Brodhäus. 1932.

Der besonders durch sein Deutschlandbuch in weitesten Kreisen bekannte Verfasser kommt hier bereits wieder mit einer neuen Photographiesammlung heraus. Diesmal hat er die drei nordischen Länder: Dänemark, Schweden und Norwegen mit seiner Kamera bereist und eine Fülle herrlichster Aufnahmen gemacht, von denen in diesem Buche nur ein Teil berücksichtigt werden konnte. Die herbe, zerklüftete, großartige nordische Landschaft, die eigenartige Holzarchitektur, die verschiedenen Menschentypen sind meisterhaft festgehalten, so daß man sich nur schwer damit abfindet, nicht sofort selbst dorthin reisen zu können. Das Buch ist erstklassig ausgestattet, die Bilder in Kupfertiefdruck wiedergegeben, der die Lichtwirkungen besonders schön zur Geltung kommen läßt. Die drei bedeutenden nordischen Dichterinnen haben jede ein Geleitwort beigezeichnet.



Die Wochenzeitung
für ganz Schlesien
Schlesischer
National-Soz. Beobachter

DIE TAGESZEITUNGEN:

MITTELSCHLESIEN:

National - Sozialistische Schlesische Tageszeitung

LIEGNITZ:

National - Sozialistische Niederschles. Tageszeitung

GLOGAU:

Nordschlesische Tageszeitung

GÖRLITZ:

Oberlausitzer Frühpost

HIRSCHBERG:

Beobachter aus dem Riesen- und Isergebirge

WALDENBURG:

Mittelschlesische Gebirgs-Zeitung

GLATZ:

Grenzwacht für die Grafschaft Glatz

GLEIWITZ:

Deutsche Ostfront

Reisedienst - Gauverlag: Gesellschaftsreisen, Reiseauskünfte, Reiseausarbeitungen, Fahrkarten

Bücher, Zeitungen, Broschüren, Schallplatten

Deutsche Buchstube, Breslau

Bischofstraße Nr. 13 und Friedrich-Wilhelm-Straße Nr. 99

Gauverlag-NS Schlesien G.m.b.H.

Breslau 5, Am Sonnenplatz, Fernruf-Sammel-Nr. 52555

Moeller van den Bruck

gehört zu den schöpferischen Persönlichkeiten, die dieses Jahrhundert unserem Volke geschenkt hat. Der bedeutendste Germanist, Staatsmann und Historiker ist seiner Zeit vorausgeeilt, nicht verstanden von seiner Generation, aber der eigentliche geistige Vater des neuen Geschlechts. Wir ehren den größten Toten unserer Zeit, indem wir seine Ewigkeitswerte besitzenden Werke in uns aufnehmen, denn sie vermitteln uns die Erkenntnis über die Sendung und Aufgaben unserer Nation.

„Wille und Macht“, Zentralorgan der HJ.

Daß in der geschichtlichen Leistung Adolf Hitlers das politische Vermächtnis Moeller van den Brucks Wirklichkeit werde, das ist der Sinn der Zeit und das ist die Aufgabe, die das kommende Jahrhundert der deutschen Geschichte seinen Menschen stellt.

A. Hofsfeld i. d. Schrift d. ungen. Gefolgschaft an Ernst Kried.

Von seinen Werken erscheinen bei uns:

Der politische Mensch

Herausgegeben von Hans Schwarz / Ganzl. RM. 2.80

Der Preussische Stil

Mit einem Vorwort von Hans Schwarz und 30 Bildtafeln in Kupfertiefdruck. 20.—25. Tausend / Ganzleinen RM. 7.80, kartoniert RM. 5.80

Das Ewige Reich

I. Band. Die politischen Kräfte. Herausgegeben von Hans Schwarz / Ganzleinen RM. 5.50, kart. RM. 4.—

II. Band. Die geistigen Kräfte erscheint im Herbst 1933

Wilh. Gottl. Korn Verlag / Breslau

Schlesier!

Dein heimatliches Funkblatt

ist die

Ostdeutsche illustrierte Funkwoche

die älteste und weitaus größte

Funkzeitschrift Schlesiens

Offiziell. Organ d. Verbandes

Schles. Rundfunkhörer E. V.

Jeden Freitag überall zu haben. Probenummern

kostenlos vom Verlag Breslau 1, Ring 15